

ein
**B
Ü
C
H**
FÜR LINDA
UND PAULA
LINDA WIEGAND
GORDON WIEGAND



Tabea Timpetampe und Herr Häusler

Tabea Timpetampe sitzt im Sandkasten und spielt. Sie hat gerade ein Dach auf ihr Sandhaus gebaut, als ihr einfällt, dass das Dach ja auch nass werden kann, wenn es regnet. Also baut sie noch ein Dach für das Dach. Und für dieses dann auch noch eins und noch eins und noch eins oben darauf.

«Was machst Du da?» Eine Weinbergschnecke ist auf Tabea Timpetampes Eimerchen geklettert und bestaunt das Bauwerk.

«Ich baue eine Burg», antwortet Tabea Timpetampe, denn sie bemerkt gerade, dass das Dach auf dem Dach eines Daches viel mehr wie ein Turm aussieht. Und Türme gehören zu Burgen. Aber wenn sie schon einmal Besuch hat, kann sie ja eigentlich auch mal eine Pause machen. In einem Döschen hat sie noch Banane von Mama bekommen, die gerade dabei ist, mit ihrer grossen Schwester Fahrradfahren zu üben.

Die Banane in Stücke zu schneiden ist ja wohl das



Dümmste, das kann sie heute gar nicht leiden. Es ist zum Verzweifeln. Gestern war die Banane nicht geschnitten, obwohl es da so gut gepasst hätte. Und heute ist es schon wieder falsch, bloss anders herum. Ein Glück, dass Tabea Timpetampe die beste Köchin des Sandkasten ist. Im Nu hat sie eine herrliche Suppe aus Sand und Gras und Blumen gezaubert. Rein mit der Banane und abschmecken. Prima, die knirscht wenigstens zwischen den Zähnen, da kann man auch gleich hören, ob man isst, falls man mal gerade keine Lust hat, zu schmecken.

«Wenn ich dann gross bin, dürfen meine Kinder immer nur Banane mit Suppe essen.», erklärt sie der Schnecke. Die streckt nur ihre Fühler gelangweilt in Richtung Sonne. Die Schnecke ist schon alt, schon fast ein Jahr, und wenn man so alt ist, mag man den Satz *Wenn ich einmal gross bin, dürfen meine Kinder ...* einfach nicht mehr hören.

«Ich muss weiter», erklärt die Schnecke, «Ich jogge gerade und da darf man nicht kalt werden. Immer in Bewegung bleiben, sonst werden die Muskeln hart.» Und mit einem *Hopp, Hopp, Hopp* joggt sie davon.

Tabea Timpetampe staunt überhaupt nicht, dass Schnecken joggen. Was sollen die denn sonst für eine Sportart betreiben, bitteschön? Ohne Arme kann man kein Federball spielen und ohne Füsse kein Fussball. Da bleibt nur noch das Joggen übrig.

Sport sei gesund, behauptet Papa. Das behauptet er auch von Brokkoli und wenn er das Fenster öffnet, ob-

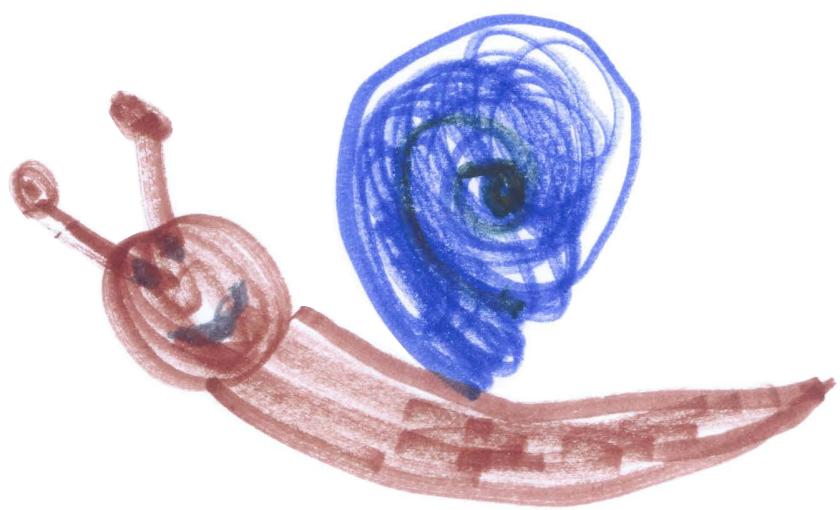
wohl es draussen kalt ist und wenn sie ins Bett soll, obwohl sie noch gar nicht schlafen will. Gesund muss also irgendetwas schlechtes bedeuten, schlussfolgert Tabea Timpetampe nicht ganz richtig, denn Papas haben gewöhnlich immer Recht. Tabea Timpetampe entscheidet, lieber schnell die Schnecke zu retten, bevor noch etwas Schlimmes passiert.

Zum Glück ist die Schnecke noch nicht sehr weit gekommen mit ihrem Joggen, gerade will sie nach dem Schäufelchen seitlich abbiegen, da wird sie von Tabea Timpetampe hochgehoben und auf den Rand des Sandkastens gesetzt – zur Rettung.

«Liebe Frau Schnecke», fängt sie an zu erklären, wird aber unterbrochen.

«Ich bin ein Herr und keine Frau, jedenfalls heute, wir Schnecken sind da ja eigentlich nicht so festgelegt wie ihr Menschen. Und wenn es dir nicht zu viele Umstände macht, ich heisse Herr Häusler. Wir Weinbergschnecken haben ein Häuschen auf dem Rücken und heissen deswegen alle Häusler. Das ist eine Stilfrage. Jedenfalls will ich mit unbehausten Schnecken nicht verwechselt werden. Das nennt man Kultur, das wirst du schon noch lernen, junge Dame.»

Aha, denkt Tabea Timpetampe. Eine sehr vornehme Schnecke, gerade wie eine Stiefschwester aus einem Märchen. Die sind ja immer eingebildet und böse. Aber wie eine Stiefschnecke wirkt Herr Häusler nicht, eher wie eine Prinzessin. Die dürfen manchmal eingebildet sein, ohne gleich böse sein zu müssen. Sie nimmt



Herrn Häusler und setzt ihn in die Sandburg.

«Bitteschön!, Ihre eigene Burg.», erklärt sie. Herr Häusler wird sichtbar grösser vor Stolz. Eine eigene Burg ist besser als Joggen, da unterscheiden sich Schnecke und Menschen nicht. Sie spielen eine Weile zusammen. Herr Häusler ist die Prinzessin und Tabea Timpetampe die Baumeisterin. Herr Häusler lässt sich auch bereitwillig ein Kleid aus einem grossen Kastanienblatt basteln, in das er immer mal hineinbeisst, wenn Tabea Timpetampe gerade nicht guckt. Vermutlich ist es ja unhöflich, ein Kleid, das man gerade bekommen hat, aufzuessen. Ganz sicher ist sich Herr Häusler auch nicht immer bei Stilfragen.

Sie bauen noch eine Höhle und eine Strasse und verstecken einen Schatz in der Ecke des Sandkastens. Einen gestreiften Stein. Tabea Timpetampe ist zufällig grosse Expertin, wenn es um das Finden besonderer Steine geht. Im Wintergarten zwischen den Blumentöpfen liegt schon eine beachtliche Sammlung. Mama hat neulich sogar vorgeschlagen, dass Tabea Timpetampe alle Steine in einen echten Schuhkarton legen darf. Die weiss das also auch zu schätzen.

«Das ist jetzt unser Geheimnis.», entscheidet Tabea Timpetampe und da kann Herr Häusler nur zustimmen.

Ein grosses Weinen beginnt, denn Tabea Timpetampes Schwester ist umgefallen. Die Mama tupft an der Wunde herum und dann heisst es schnell nach Hause.



Wie Mama das sagt, ist Tabea Timpetampe klar, dass es auch nichts helfen würde, wenn sie anfängt zu weinen. Verletzungen sind immerhin das Schlimmste, was es gibt. Leider kann sie Mama gar nicht Herrn Häusler vorstellen, sie darf sich nicht einmal mehr verabschieden. Sie wird – zack – von Mama am Arm genommen und ab geht es. So unbeachtet zu bleiben, gefällt Tabea Timpetampe überhaupt nicht, da weint sie dann lieber doch auch gleich mit.

Am nächsten Tag darf Tabea Timpetampe nicht im Sandkasten spielen, denn es regnet. Am Tag darauf werden die Grosseltern besucht und es ist noch irgendetwas, dass sie nicht so ganz genau verstanden hat. Aber es klappt wieder nicht, draussen zu spielen. Dabei hat sie doch so grosse Lust, Herrn Häusler wiederzusehen.

Am Wochenende ist es endlich so weit. Aber Herr Häusler ist nicht mehr da. Natürlich nicht, so lange wartet ja niemand. Tabea Timpetampe ist sehr traurig und sucht überall. Vielleicht joggt er ja irgendwo auf der Wiese? Aber nichts. Weit und breit keine Schnecke. Bestimmt hat Herr Häusler sie längst vergessen. Sie mag gar nichts spielen.

Dann fällt Tabea Timpetampe der Schatz wieder ein. Sie sieht nach. Der Schatz ist noch da, aber es ist noch etwas dazu gekommen: ein Schneckenhaus, von Herrn Häusler, für sie. Da hat Tabea Timpetampe wieder Lust zu spielen. Sie baut die Burg wieder neu und die Strasse und die Höhle. Alles sogar noch ein bisschen gröss-

ser als das letzte Mal. Und sie vergräbt den Schatz neu,
aber ohne das Schneckenhäuschen, das nimmt sie lie-
ber mit nach Hause.





Löwenalarm

Mama und Papa schlafen noch. Mama wie üblich etwas lauter als Papa. Sehr wohlig klingt das. Ich hatte mich zwar erst auch noch zu ihnen gelegt, aber das war diesmal doch zu langweilig, lieber gleich wach bleiben.

Der aufregendste Ort bei mir zuhause ist die oberste Schublade im Schreibtisch von Mama. Eigentlich darf ich die gar nicht aufmachen, denn dort gibt es auch eine Schere und Reisszwecken und allerhand andere Dinge, die für mich gefährlich sein könnten. Behaupten jedenfalls Mama und Papa und die sagen, dass man mindestens sechs Jahre alt sein muss, um da aufzumachen zu dürfen. Aber ich kann ja spielen, ich sei schon so alt.

Tausend Dinge gibt es in dieser Schublade. Bei den meisten weiss ich gar nicht, wozu die gut sind. Zum Spielen sind sie jedenfalls prima geeignet. Eine Dose mit kleinen silbernen Dingern geht erst nicht auf, dann purzeln alle auf den Boden. Ein Lineal kommt zum Vorschein, das kenne ich schon. Eine 1A-Rutschbahn gibt das Lineal, wenn man es schräg hält. Nach und nach



dürfen alle Schubladenbewohner die Rutsche einmal ausprobieren. Wer vor dem Ende abstürzt ist blöd.

Ganz hinten in der Schublade entdecke ich einen Stift, den ich noch nie gesehen habe. Der ist ganz dick und bunt. Aha, wenn man hier drückt, kann man rot schreiben und wenn man hier drückt blau. Gelb und Schwarz gibt es auch und Rosa – meine Lieblingsfarbe – ist auch dabei.

Zum Stift fehlt noch Papier, das liegt im Arbeitszimmer. Da kann ich gleich noch auf dem Stuhl im Kreis drehen und spielen, dass ich Rennauto fahre. Aber zuerst Malen.

Der erste Strich ist rosa. Die Farbe passt ja wohl nur zu Feen, also fange ich an, eine Fee zu malen. Erst eine grosse Fee, dann noch eine und dann noch drei kleine dazu. Eine Feenfamilie mit zwei Mamas. Aus dem Schlafzimmer höre ich *meine* Mama immer noch schnarchen. Wie ein Löwe klingt das, also male ich auch noch einen Löwen. Der bekommt eine grosse Mähne aus Kringeln und einen aufgerissenen Mund. Der Löwe brüllt nämlich gerade. Und spitze Zähne hat der auch, die muss man ganz vorsichtig malen, die sind gefährlich!

Und jetzt noch einen Knochen für den Löwen zum Fressen, der soll blau werden, aber irgendwie will der Stift nicht mehr blau malen. Also ab ins Kinderzimmer einen blauen Stift suchen.

Als ich endlich einen gefunden habe und zurückkomme, da sind die Feen weg! Verschwunden! Nicht

mehr da! Die Papierblätter liegen noch genau da wo ich sie gelassen habe, der Löwe ist auch noch da, aber die Feen sind weg.

Ich suche sie in der ganzen Wohnung. Nur gut, dass ich so oft mit Mama und Papa Versteckenspielen übe. Ich kenne jetzt alle Verstecke bei uns zuhause. Papa ist immer hinter der Tür, da sind die Feen aber nicht. Auch nicht in Mamas Lieblingsversteck, gleich neben der Couch. Nein – unter dem Waschbecken, da wo ich mich immer verstecke, finde ich sie. Dort sitzen sie und haben sich ganz fest aneinander geklammert.

«Hilfe!», rufen sie, «Ein riesiger Löwe war eben da, der hatte den Mund ganz weit offen und die Zähne hatte er geflüstert. Die waren so spitz wie die gefährlichste Schere der Welt. Der wollte uns bestimmt fressen!»

Oh je. Jetzt haben die Feen Angst vor dem Löwen bekommen. Das habe ich nicht gewollt, daran hatte ich nicht gedacht beim Malen. Ich versuche die Feen zu beruhigen, aber es hilft nichts. Immer wieder rufen sie «Wir haben Angst!», und

«LÖ – WEN – A – LARM»

Dann habe ich eine gute Idee. Ich nehme den blauen Stift und male statt dem Knochen lieber noch einen Käfig um den Löwen. Dicke schwere Gitter und ein Schloss, so gross wie es nur Platz hat. Da kommt der nicht raus, der ist jetzt im Gefängnis einer ganz dicken Burg. Und ich male noch einen Apfel, um zu zeigen,



dass das ein Löwe ist, der lieber Äpfel als Feen isst. Gerade will ich das Bild den Feen wieder zeigen, da sehe ich, dass alle Feen wieder zurück in das Bild gekommen sind. Erst eine und dann die anderen hinterher. Genau wie vorhin fliegen sie durch die Luft und verteilen Feenstaub.

Da bin ich beruhigt, alles ist wieder gut.

Unterdessen sind auch Mama und Papa aufgestanden. Ich erzähle ihnen, was passiert ist, aber Papa, der noch ganz verschlafen ist und sich die Augen reibt, antwortet nur:

«Toll mein Schatz, wie du die Feen und den Löwen gemalt hast!»

Der hat mich wohl gar nicht richtig verstanden. Dass die weg gewesen sind *nachdem* ich sie gemalt habe, hat Papa wohl überhört. Eltern sind manchmal sonderbar, die aufregendsten Dinge im Leben verpassen die so oft.





Der gro kann fliegen

ouis und seine Eltern kommen gerade vom Stadtfest zurück. Er hatte im Karussell fahren dürfen und einen Schleckstengel bekommen, der viel grösser ist als seine Hand. Aber sein ganzer Stolz gehört einem Luftballon, der aussieht wie das Gesicht eines Clowns. Rote Nase, rote Lippen mit weissem Rand, gelbe Haare und eine Fliege um den Hals. Papa hat den Ballon fest am Gürtel von Louis festgebunden, zur Sicherheit hält der aber die Schnur noch mit der linken Hand fest.

Gerade als Mama die Tür aufschliesst, kommt die Nachbarin Frau Schweizer die Treppe herauf gestürmt. Auch sie hat die Lippen so rot geschminkt wie der Clown, aber der weisse Rand fehlt. Dafür hat sie furchtbar lange Fingernägel, die aber wirklich jedes Mal mit einem anderen Muster bemalt sind. Louis hat ein bisschen Angst vor diesen Fingernägeln und muss sie im-



mer ansehen, weswegen Frau Schweizer ihn für besonders schüchtern hält. Wer hat denn da noch Lust mit so jemandem zu reden?

«Hach, Frau Reichenbach!», ruft sie, «Sie können es nicht glauben. Meine Nichte liegt im Krankenhaus, ein Unfall, wissen Sie. Die sollte ich dringend besuchen. Ob sie nicht so lange auf Leika aufpassen könnten? Heute Abend bin ich bestimmt wieder zurück.» Seltsamerweise redet Frau Schweizer immer nur mit Mama und nie mit Papa, vielleicht weil der aus einem anderen Land kommt, denkt Louis, und nicht so gut Deutsch kann.

Leika ist der Hund von Frau Schweizer und genauso unsympathisch. Ein sehr kleiner weisser Hund, der immer kläfft. Louis kann Leika deswegen nicht besonders leiden und hat ihn auch schon einmal Büsi genannt. Frau Schweizer war damals sehr ärgerlich und hat Leika in den Arm genommen und getröstet, obwohl das Hund natürlich gar nicht interessiert hatte.

Nie kann Louis mit dem Ball draussen spielen, wenn Leika in der Nähe ist. Der Hund springt dann hinter dem Ball her und versuchte ihn zu beissen, was aber nie klappt, denn sein Maul ist viel zu klein. Frau Schweizer ruft dann immer, dass Leika doch nur spielen will, womit Louis aber auch nicht geholfen ist. Gegen den Ball treten geht dann nicht mehr. Frau Schweizer hat das aber noch nie gestört.

Aber ein Nachmittag lang kann ja nicht so schlimm sein, denkt sich Louis. Was für ein Irrtum! Schon als

allererstes schnappt sich Leika den linken Hausschuh von Louis und rennt damit auf den Balkon.

«Zieh endlich deine Hausschuhe an!», hört Louis Papa rufen. Pff, als ob er das nicht sowieso vorgehabt hätte. Aber wie denn ohne Schuhe? Dann schmeisst Leika den Turm um, den Louis und Papa heute Morgen, als Mama noch geschlafen hat, gebaut haben. Louis fängt an mit Leika zu schimpfen, aber Mama ruft aus der Küche, dass das doch nicht so schlimm sei und man den Turm neu bauen könne. Aber Louis will keinen neuen Turm, er will den alten Turm wieder haben und ist eingeschnappt. Wieso bekommt der Hund jetzt auch noch Recht! Gemein ist das. Er streckt Leika die Zunge raus und wirft ein Kissen nach ihm.

«Jetzt reicht es aber!» Papa und Mama sind ärgerlich. Mit Kissen nach kleinen Hunden schmeissen ist nicht in Ordnung, finden die. Als ob dem das weh tun könnte. «Und ab in dein Zimmer, Freundchen, bis es Mittag gibt!», heisst es dann auch noch. So eine Gemeinheit, aber egal, Louis will sowieso in sein Zimmer und etwas spielen. Tür zu und erst wieder raus kommen, wenn Frau Schweizer Leika abgeholt hat. Aber bevor er die Tür schliessen kann, wird Leika auch in sein Zimmer geschoben.

«Du spielst jetzt auch mit Leika», sagt Mama, «Wir wollen hier noch im Wohnzimmer putzen und da stört ein Hund sehr. Spiel du mit ihm.»

Das hatte noch gefehlt! Jetzt muss sich Louis um Leika kümmern. Mist! Aber vielleicht genügt es ja, ihn zu





ignorieren. Louis sieht sich gerade um, mit was er als erstes spielen soll, als Leika furchtbar zu bellen anfängt und sich auf den neuen Clowns-Ballon stürzt. Ausgerechnet! Gerade noch kann Louis ihn wegreißen. Das war knapp. Einen Ball kann Leika nicht zerbeißen, bei einem Ballon ist sich Louis da nicht so sicher.

Er hält den Clown so hoch er kann, aber Leika springt immer wieder an ihm hoch und versucht ihn zu schnappen. So ist der Clownsballon zwar erst einmal in Sicherheit, aber lange kann er die Arme nicht so nach oben halten. Dann eben in das Regal mit dem Ballon. Das erste Fach, bei dem es Louis probiert, ist schon voll. Kuscheltiere. Das zweite ist zu klein. Beim dritten klappt es. Triumphierend schiebt Louis den Ballon in das Fach.

Leika begleitet Louis dabei durch ununterbrochenes Bellen, denn er will unbedingt an diesen Ballon kommen. So sind Hunde halt, das ist ihre Art zu spielen, aber es nervt eben doch. Plötzlich ist Leika mit einem Sprung auf dem Schreibtisch. Louis hätte nie gedacht, dass ein so kleiner Hund so hoch springen kann. Ein bisschen beeindruckt ist Louis schon. Aber er merkt sofort, was Leika vor hat. Vom Schreibtisch ist es nicht mehr weit bis zum Regalfach, aus dem der Clown lacht.

Louis kann im letzten Moment den Clownsballon aus dem Regal reissen, legt ihn hinter sich und fängt an, mit Leika zu schimpfen. Wie genau das dann passieren konnte, weiß Louis später nicht mehr. Aber der Ballon fällt irgendwie aus dem offenen Fenster.



Selbst Leika verschlägt es den Atem. Louis und Leika sind still und sehen zum offenen Fenster und zu dem Ballon. Louis überlegt gerade, ob es wohl laut poltert, wenn so ein Clownsballon unten auf dem Boden aufschlägt. Und ob er dann wohl in tausend Scherben zerpringen wird, wie neulich Papas Glas, oder ob er nur eine grosse Beule bekommt, wie sein Spielzeugauto. Das wäre dann gar nicht so schlimm.

Aber es passiert etwas ganz anderes, etwas, womit weder Louis noch Leika gerechnet haben. Der Ballon fällt überhaupt nicht nach unten, sondern steigt in die Luft! Er sieht genau zu Louis und lacht ihn an. Der Wind drückt ihn nochmals gegen die Wand und dann steigt er immer höher, die Schnur, mit der ihn Louis gehalten hat, zieht er hinter sich her. «Der grosse Clown kann fliegen!» ruft Louis immer wieder ganz aufgereggt.

Mama und Papa kommen ins Zimmer und wollen wissen, was hier los ist. Als sie verstanden haben, dass der Ballon durch das offene Fenster geflogen ist, schüttelt Papa den Kopf und Mama zieht die Augenbrauen hoch.

«Hast du nicht aufgepasst?», fragt Papa. «Na der ist weg.», ergänzt Mama, «Ich habe dir doch ein paar Mal erklärt, dass in dem Ballon Gas ist und der wegfliegt, wenn du nicht aufpasst.» Eltern treffen manchmal genau die Mitte zwischen Vorwurf machen und Trösten wollen. Na ja, dass der Ballon fliegen kann, hat Louis wirklich vergessen, denn er hatte ihn immer sehr fest im Arm gehalten. Aber trösten ist nicht nötig.





Der Clown wird schon wissen, warum er weggeflogen ist. Und Louis weiss es auch. Jetzt kann Leika ihn nicht mehr beißen, jetzt ist er sicher.

Und weil Louis das weiss, macht es ihm auch gar nichts mehr, sich den Rest des Nachmittags ein bisschen um den Hund zu kümmern. Der ist ja jetzt der einzige, der wirklich enttäuscht ist. 

Flieg, Pinarella!

Grosi gewidmet

inarella war ein Schmetterling. Träge lag sie wie jeden Morgen auf dem Regal im Wohnzimmer der Familie Emil und liess sich die Sonne auf die Flügel scheinen. Sie gähnte, so laut das Schmetterlingsdamen eben können, und blickte sich gelangweilt im Zimmer um. Pinarella war nämlich kein einfacher Schmetterling, nein, sie bestand aus einem Körper aus Holz und die Flügel waren aus bunter Folie gemacht. Schön sah das zwar aus, aber zum Fliegen taugte so ein Körper nicht. Cornelia, die Tochter der Emils, hatte Pinarella gebastelt, als sie so ungefähr in der dritten Klasse gewesen war. Aber das war jetzt schon viele Jahre her, Cornelia hatte selbst schon zwei Kinder und mit denen war sie gerade zu Besuch bei ihren Eltern.

Eigentlich wohnte Pinarella gar nicht auf dem Regal, sondern hing für gewöhnlich an einer Schnur über dem Ofen. Aber das letzte Mal, als Cornelia mit den Enkelinnen dagewesen war, war sie beim Spielen auf dem Boden gelandet und von da hat sie jemand auf das Re-



gal gelegt. Bisher hatte sich noch niemand die Mühe gemacht, sie wieder aufzuhängen, aber das war Pinarella egal. Beide Orte waren genau gleich langweilig, so viel war klar. Deswegen war es auch ganz gleichgültig, wo sie gelagert wurde.

Es war natürlich nicht immer so langweilig bei den Emils. Vor allem wenn die Enkelinnen zu Besuch waren, war etwas los. Besonders Jette, die jüngste Tochter von Cornelia, spielte gerne mit dem Schmetterling. Jette war allerdings noch zu jung, um die Schönheit Pinarellas zu verstehen. Sonst würde sie wahrscheinlich nicht gar so garstig und nachlässig mit ihr umgehen. Mal wurde sie an den Flügeln gezogen, die dann umständlich von Frau Emil wieder festgeleimt werden mussten, dann wurde sie unachtsam unter einem Berg Legosteine vergraben. Und einmal wurde sie sogar mit auf die Pergola genommen und dann dort vergessen. Die ganze Nacht fror Pinarella ganz furchtlerlich.

Jette war allerdings ein liebes Kind, das wusste Pinarella, deswegen nahm sie ihr das alles auch nicht übel. Sie war einfach noch zu jung. So viel wusste Pinarella über die Menschen: Wenn sie klein sind, überlegen sie manchmal nicht, was so alles passieren kann, wenn sie dies und jenes machen. Gerade gestern ist Jette alleine in ihr Stühlchen geklettert und dabei sehr unsanft abgestürzt. Das war ein Weinen! Und Jette hat sich selbst bestimmt nicht mit Absicht wehgetan, überlegte Pinarella, und deshalb war es wohl auch nicht böse gemeint, wenn Jette ihr mal wieder einen Fühler abge-





bissen hatte.

An diesem Morgen war Jette wie so oft sehr früh munter geworden. Um den Papa nicht zu wecken, war Cornelia mit Jette ins Wohnzimmer gekommen. Da Jette auch in der Nacht schon mehrmals Lust gehabt hatte zu spielen, war ihre Mama noch sehr müde und wieder auf der Couch eingedöst. Jette spielte ein bisschen gelangweilt mit bunten Glasuntersetzern.

Pinarella spienzelte vom Regal herab. Auf dem Regal war sie jetzt zwar sicher vor Jette, aber eben auch alleine. Jette war viel zu klein, um so weit hoch zu kommen. Lieber wieder einen Flügel verlieren, dachte Pinarella, als den ganzen Tag hier zu liegen und nichts zu machen.

«Schade», seufzte Pinarella, «wirklich schade, dass ich kein richtiger Schmetterling bin. Da wäre es ja doch viel lustiger, wenn ich ind die Welt hinaus fliegen könnte, um mit anderen Schmetterlingen zu spielen.»

Jette blickte auf.

«Was ist denn mit dir los?», fragte sie. Pinarella war verwirrt. Schon oft hatte sie versucht mit Menschen zu reden, aber so laut sie auch geschrien hatte, nie hat sie jemand gehört.

«Kannst Du mich verstehen?», fragte sie daher ganz ungläubig.

Jette nickte bloss.

«Mir ist langweilig», sagte Pinarella, «niemand spielt mit mir, meine Flügel sind schon voller Staub.»

«Dann komm doch hier zu mir geflogen!», schlug Jette vor, die den Unterschied zwischen einem echten Schmetterling und einem gebastelten noch nicht so genau kannte. Und obwohl Jette das gar nicht so richtig interessierte, erklärte Pinarella ihr den Unterschied. Ihr war das nämlich wichtig. Jette verstand nicht alles, aber eines war klar: Pinarella wollte auch gerne fliegen können, um mit anderen Schmetterlingen zu spielen. Das verstand Jette sogar gut, sie spielte ja auch am liebsten mit anderen Kindern.

«Dann helfe ich Dir!», beschloss Jette, hatte aber noch keine Ahnung, wie. Aber das ist normal bei kleinen Kindern. Die beschliessen immer Sachen, von denen sie noch nicht wissen, wie man das dann genau macht. Zuerst musste Pinarella mal von dem Regal herunter, das war offensichtlich. Das Regal war schon sehr hoch, sogar noch höher als Papa gross ist, schätzte Jette. Der konnte einen aber hoch nehmen, wenn man die Arme in die Luft streckt, Regale machen so etwas wohl aber nicht. Jette hatte bereits ein bisschen Lebenserfahrung. Und die sagte ihr auch, dass man etwas zu Hilfe nehmen musste.

Die beiden sahen sich im Zimmer um, was denn diese Hilfe sein könnte. Jette hatte plötzlich eine Idee. Wenn sie mit dem Wasserhahn vom Waschbecken spielen wollte, schob sie sich immer das Schemelchen hin und stieg darauf. Für das Waschbecken war sie nämlich auch noch zu klein. Aber das Schemelchen war natürlich im Badezimmer und wenn man dort hin



wollte, würde Mama bestimmt munter werden. Pinarella und Jette mussten seufzen. Da bemerkte Jette den Stuhl. Sie schaute zu Pinarella, wieder zum Stuhl und versuchte abszuschätzen, ob man so zu ihr hinauf käme. So leise es einem kleinen Kind eben möglich ist, lief Jette zu dem Stuhl und schob ihn vorsichtig in Richtung Regal.

«Mach keinen Quatsch!» Mama war von dem Quietschen munter geworden, drehte sich aber zum Glück nochmals auf die Seite und schlief weiter. Jette und Pinarella hatten den Atem angehalten, den Jette mit einem lauten *Pfffff* jetzt wieder raus liess. Das war knapp. Wenn Mama gemerkt hätte, was Jette vor hatte, wäre sie bestimmt dagegen gewesen. Ganz leise kletterte Jette jetzt auf den Stuhl. Noch immer reichte sie nicht bis oben hin. Zum Glück lag da der Rückenkratzer vom Opa, den konnte sie nehmen und tatsächlich! Es klappte! Jette kam gerade so bis an das obere Ende des Regals. Sie erwischte Pinarella an einem Fühler und zog sie vom Regal herunter.

Mit einem leisen *Plopp* landete Pinarella auf der Couch, aber zum Glück weit genug von Mama entfernt. Jette kletterte vom Stuhl herunter, was gar nicht so einfach war, nahm Pinarella, öffnete das Fenster und mit einem lauten

«Jippie, flieg Pinarella!», warf Jette den Holzscherling aus dem Fenster.

Natürlich konnte Pinarella nicht fliegen. Sie stürzte jäh ab und raste in Richtung Boden.

«Da wird bestimmt noch mehr kaputt gehen, als nur ein Fühler.», dachte Pinarella. Gerade in dem Moment ging die Sonne hinter den Bergen auf. Und mitten im Sturz traf Pinarella der allererste Sonnenstrahl des Tages. Sie konnte ihn auf ihren Flügeln spüren, zuckte instinktiv zusammen und da geschah es. Ihre Flügel bewegten sich! Erst langsam, dann immer schneller und noch bevor Pinarella auf dem Boden aufschlug, flog sie. Aus der Spielzeugpinarella war ein richtiger Schmetterling geworden. Höher und immer höher flog sie, fast so hoch wie das Haus und wieder runter zu dem Blumen auf der Wiese und einfach immer weiter. Jette jubelte vor Freude und Mama, die von ihrem Geschrei munter geworden war, fragte ganz verschlafen, was da los ist.

«Und nur wegen einem Schmetterling machst du so einen Lärm, dass du mich weckst?» Jette musste lächeln, Mama hatte gar nicht gemerkt, dass sie selbst den Schmetterling gebastelt hatte, der da geflogen war.

∞



Milch und Eis

Hoch im Norden, wo es immer Winter ist, liegt das Reich der Königin des Winters, die von allen aber Schneekönigin genannt wird. Sie lebt in einem Palast ganz aus Eis und sogar die Möbel bestehen aus Eis. Wenn im Palast jemand durstig ist, bricht man einfach ein Stück Eis von der Wand ab und wartet bis es im Munde geschmolzen ist.

Von einem Händler aus dem fernen Süden, dem Reich des Königs des Sommers, seinerseits Bademeister gerufen, liess sich die Schneekönigin oft erzählen, wie es in dem warmen Land so zu und her geht. Eines Tages erzählte der Händler von Tieren, die Kühe genannt werden. Sie erfuhr von Eutern die scheinbar unten aus den Kühen herauswachsen, aus denen, wenn man es nur richtig anstellte, eine weisse Flüssigkeit gemolken werden kann, die Milch heisst. Das fand die Schneekönigin aufregend und wollte unbedingt auch einmal ein Glas dieser Milch probieren.

Also schickte sie einen Diener los, der möge eine solche Kuh in ihr Reich bringen. Nach einer langen, eigentlich gar nicht so beschwerlichen Reise konnte der



Diener eine Kuh beschaffen. Aber da diese so hoch im Norden nirgends Gras finden konnte und es ihr überhaupt viel zu kalt war, weigerte sie sich, Milch zu geben. Ausserdem war sich niemand im Palast so ganz sicher, was es mit diesem Melken auf sich hatte. Schon nach einer Woche gab die Schneekönigin auf und liess die Kuh zurück ins Reich des Bademeisters bringen.

Der Diener, der dazu beauftragt worden war, erhielt auch gleich noch die Anweisung, ein Glas Milch mitzubringen. Die Schneekönigin konnte zwar keine eigene Kuh halten, der Wunsch Milch zu probieren, war aber geblieben. Als der Diener zurück kam und die Königin endlich einen grossen Schluck nehmen wollte, wurde ihr ganz übel, denn die Milch war auf der langen Reise sauer geworden. Damit hatte niemand gerechnet. Milch war im Reich der Schneekönigin wirklich sehr unbekannt.

Die weisesten Männer und Frauen des Landes wurden zusammengerufen und sollten Ratschläge erteilen, wie die Milch denn die Reise überstehen könne. Diese wiegten den Kopf hin und her, wer hatte setzte die Brille zurecht, um so zu tun, als ob er oder sie besonders scharf über das Problem nachdachte. Aber von Milch wusste hier wirklich niemand etwas. Wie in anderen Ländern auch, hinderte das die Experten und Expertinnen keineswegs, trotzdem Ratschläge zu erteilen. Die Milch müsse mit viel Salz vermischt werden, meinte der eine, nein, man müsse durchgehend rühren, empfahl die andere.





Einzig die Tochter einer Dienerin wusste dann doch etwas Überzeugendes, denn die guckte immer die Sendung mit der Maus. Milch, so erklärte sie, werde weniger schnell sauer, wenn man sie nur richtig kühle; im Süden stellen die Menschen sie in Kühlschränke.

Da mussten alle Anwesenden lachen. Das war ja klar, dass die im Süden einen eigenen Schrank haben, der dasselbe schöne Wetter macht, wie sie hier oben tagein, tagaus hatten. Alle fühlten sich bestätigt, dass es hier im Norden ja wohl doch am schönsten sei, wenn die Bademeisterländer so offen ihren Neid zeigten. Alle klopften sich lachend gegenseitig auf die Schultern vor Freude.

Für solcherlei Selbstbeweihräucherung hatte die Königin keinerlei Sinn. Die interessierte jetzt nur Milchlogistik. Und dass sich das Problem möglicherweise mit Kühlung beheben liess, fand sie ideal, denn etwas zu kühlen war ganz offensichtlich doch etwas, womit sich die Menschen hier oben auskannten.

Die Königin liess einen grossen Klotz Eis herbeischaffen, der in der Mitte einen Hohlraum hatte. Der Eisklotz war so gross, dass wenn er in den Süden und zurück gebracht wurde, zwar beginnen würde zu schmelzen, aber sicher nicht ganz. So blieb die Milch die ganze Zeit von Eis umschlossen und damit kühl. So wurde der Diener wieder auf die Reise geschickt und er konnte einen Bauern finden, der ihm ein Glas voll Milch in den Hohlraum in dem Eisklotz schütten konnte.

Als der Diener mit dem Rest des Eisklotzes wieder bei der Schneekönigin ankam, war aber auch die Milch in seinem Inneren gefroren. Und im Palast war es so kalt, dass sie unmöglich wieder auftauen konnte. Da ja alles aus Eis bestand, waren Wärme und Feuer streng verboten. Enttäuscht liess sich die Schneekönigin auf ihren Thron plumpsen. Der Koch der Königin, ein Italiener namens Gelato war zum Glück ein äusserst raffinierter Vertreter seines Berufes, sonst hätte es ihn vermutlich auch nie hierher verschlagen. Er schnitt die gefrorene Milch erst so klein er konnte. Dann zerdrückte er die kleinen Stücke mit der Gabel, um sie dann nochmals kräftig zu rühren, bis eine cremige, kalte Masse entstanden war. In Erinnerung an die saure Milch fügte er zur Sicherheit auch gleich noch etwas Zucker hinzu.

Und das Resultat schmeckte wunderbar. Die Schneekönigin war begeistert und alle die probieren durften auch! Noch viel mehr Milch musste in ihren Palast gebracht und zerkleinert und verrührt werden. Schon bald fügte der Koch Gelato noch andere Zutaten zu seinem Rezept hinzu. Vanille und Schokolade, gefrorene Erdbeeren, Nüsse und Pistazien und was sonst so vom Händler geliefert werden konnte.

Sehr schnell verbreitete sich die Idee Milch zu frieren und zu rühren über die ganze Welt und noch heute nennt man diese feine und kalte Creme in Italien *gelato* zu Ehren ihres Erfinders.



Nina und die ro Del

Oma Carola gewidmet

 eute war Oma Lena zu Besuch. Nina hatte sich schon lange auf sie gefreut. Oma Lena wohnte leider weit weg, in einem anderen Land, und deswegen konnten sich die beiden nicht so oft sehen. Aber jetzt war es wieder so weit.

Es war schon spät geworden, Geschenke mussten ja noch ausgepackt werden und dann Abendessen. Nina fand, dass Erwachsene immer viel zu viel Zeit mit Essen vergeuden. Anstatt stundenlang am Tisch zu sitzen, könnte man die Zeit doch viel besser nutzen. Sie würde das später, wenn sie gross sein würde, anders machen, so viel war klar.

«Also gut», rief der Papa aus der Küche, «Oma darf dir noch eine Geschichte vorlesen. Aber nicht mehr so lange. Eine Viertelstunde, höchstens! Morgen ist wieder Kindergarten und dann musst du fit sein, Nina.»

Nina seufzte. Als ob das jetzt wichtig wäre, dass sie



morgen früh aufstehen muss.

«Ist doch mir egal.», brummte sie und streckte die Zunge raus, aber so, dass Papa das nicht sehen konnte. Oma Lena hatte ein Buch mitgebracht, das war ihr Geschenk gewesen. Eine Geschichte von rosafarbenen Delphinen. Mama meinte, dass es die wirklich gäbe. Weit weg in einem Fluss namens Amazonas, der mitten durch einen Urwald fliest. Nochmals schnell auf der Karte nachsehen, wo der eigentlich liegt.

Nach dem Zähneputzen konnte Nina endlich ins Bett springen und auf Oma warten. Nina überlegte, ob Mama ihr manchmal extra lange die Zähne putzte, um sie zu ärgern. Man könnte schon manchmal den Eindruck haben. Kater Fritz war auch gekommen, das war so seine Gewohnheit. Er sprang auf die Decke von Nina und wollte wohl auch zuhören. Fritz und Nina waren gute Freunde, obwohl er manchmal alleine mit Ninas Sachen spielte und die dann weg waren. Manchmal dauerte es Tage, bis die Sachen in irgendeiner Ecke wieder auftauchten.

Oma setzte sich auf die Bettkante, klappte das Buch auf und blätterte ein bisschen zwischen den Seiten.

«Bis hierhin lese ich Dir heute vor, den Rest dann morgen. Einverstanden?» Oma tippte dazu auf eine Seite mit dem Bild eines Delphins.

«Naaa gut.», antwortete Nina. Was sollte sie auch machen? Erst einmal anfangen, der Rest würde sich später von alleine finden.



Der Urwald ist für gewöhnlich ein ziemlich lauter Ort. Es scheint, dass jedes Tier noch lauter sein wollte als die anderen. An einem Nebenarm des Amazonas war es diesmal besonders laut, denn es wurde ein grosses Fest gefeiert. Die Regenzeit, die grosse Teile des Urwaldes unter Wasser gesetzt hatte, war so langsam vorbei. Nur gelegentlich gab es noch einen Sturm.

Rosa hatte heute Geburtstag. Den Fünften. Rosa war ein Delphinkind, das in eben jendem Nebenfluss des Amazonas lebte. Die Bäume am Rande des Flusses waren festlich geschmückt. Papageien hatten bunte Federn aufgehängt. Zusammen mit den Schmetterlingen, die überall durch die Luft schwirrten, war das war ein herrlicher Anblick. Ein Ameisenbär steckte seinen Rüssel ins Wasser und machte Blasen, dass es nur so spritzte. Selbst das Faultier drehte seinen Kopf, um zu sehen, was da los ist. Und das musste was bedeuten, Rosa konnte sich nicht erinnern, überhaupt schon einmal gesehen zu haben, dass sich das Faultier bewegt hatte.

Rosas Geburtstag war ein grosses Ereignis. Der fünfte Geburtstag ist nämlich bei Delphinen etwas ganz besonderes. Dann dürfen sie zum ersten Mal alleine aus dem Nebenfluss in den riesigen Amazonas schwimmen. Es ist Tradition, dass sie dann mindestens einen Tag alleine im Amazonas sind. Wer das schafft, ist erwachsen. Ausser Mama und Papa müssen die anderen



Delphine dann «Sie» zu einem sagen. Weil Delphine nicht so alt werden wie wir Menschen, sind sie schon mit fünf Jahren keine Kinder mehr. Aber ganz ausgewachsen sind sie dann auch noch nicht.

Der erste eigene Ausflug ist immer etwas Besonderes. Aufpassen, heisst es dann, denn es lauern viele Gefahren. Am gefährlichsten sind die Alligatoren. Wenn man da als kleiner Delphin nicht aufpasst, macht es Schnapp und weg ist man. Aber fünfjährige Delphine sind so gute Schwimmer, dass das eigentlich nie passiert. Auch vor Zitteraalen muss man sich hüten. Wenn man die berührt, versetzen sie einem einen Stromschlag, der sehr wehtun kann. Onkel Konrad war das mal passiert, tagelang hatte er gejammt.

Rosa hatte natürlich ihre vier besten Freunde eingeladen. Es gab Fischkuchen, so wie ihn nur die Oma backen konnte. Rosas Freunde waren auch schon alle fünf, sie war die letzte. Sie hatten sich vorgenommen, den ersten Ausflug in den Amazonas gemeinsam zu machen. Anders hätten das ihre Eltern auch nicht erlaubt. Und jetzt zum Ende der Regenzeit war der beste Augenblick. Alle waren natürlich aufgeregt, vor allem aber die Eltern. Bevor es los ging, führten die Affen noch ihr traditionelles Spiel auf. Dabei klauen sie sich gegenseitig eine Kokosnuss und die anderen müssen ehrausbekommen, wer es war. Rosa und ihre Freunde durften heute auch mitspielen.

Nachdem der letzte Fischkuchen verputzt war und alle Glückwünsche entgegen genommen worden wa-

ren, konnte es endlich los gehen Rosas Mama hatte eine Träne im Auge, als sie ihr hinterher gewinkt hatte, aber unter Wasser hat das natürlich niemand bemerkt. Unterwassertränen sieht man nicht, lautet ja auch ein Delphinsprichwort. Rosa wusste es trotzdem. Jetzt war es aber an der Zeit, mit Fünf muss man das versuchen! Die erste Angst war schnell überwunden. Alle fünf Delphine mussten eingestehen, so ein kleines Kribbeln im Bauch zu haben, als sie ausser Sichtweite ihrer Eltern waren. Dass das auch ein bisschen Angst sein könnte, wollte niemand von ihnen glauben.

«Ach was, wir haben einfach nur zu viel Fischkuchen gegessen.», hiess es dann, und weiter ging es. Plötzlich war ein riesiger Schatten zu sehen. Rosa musste kurz aufschreien, aber es konnte schnell Entwarnung gegeben werden. Ein Arapaima schwamm träge durch das trübe Wasser. Arapaimas sind sehr grosse Fische. Im Amazonas sind nur Alligatoren noch grösser. Er brummte einen Gruss, Höflichkeit ist ausgesprochen wichtig im Amazonas, das gilt auch für alte, knorzige Arapaimas.

«Ein Sturm zieht auf. Schwimmt zwischen die Mangrovenwurzeln, rate ich euch!», meinte er ohne anzuhalten.

Den fünf Freunden war das natürlich egal. Ein Sturm mag ärgerlich sein, wenn man an Land lebt, aber als Delphin im Wasser kann ja nichts passieren. Ob es oben noch regnet, ist ja dann egal. Und so tollten sie herum. Sie hatten sich schnell an ihre neue Freiheit



gewöhnt. Niemand der da war und sagte, passt auf, da kommt ein Holzstamm geschwommen. Oder: nicht so den Schlamm aufwühlen! Sachen, die Erwachsene eben so zu Kindern sagen. Mit ihren Schwänzen wirbelten sie heute gemeinsam so viel Schlamm auf, dass das aussah wie ein Vulkanausbruch, wenn man vom Ufer zusah.

Dann jagten sie zusammen Fische, sogar die gefährlichen Piranhas. Der Trick war, sie von der Seite zu erwischen, dann konnten sie einen nicht beißen. Weiter ging's mit Versteckspielen, das spielen wohl alle Tierkinder auf der Welt gerne.

Dass sich der Himmel immer mehr verdunkelt hatte, bemerkten sie gar nicht richtig. Der Wind frischte auf und wurde schnell immer stärker. Aus dem sanften Amazonas wurde eine wilde Welt aus Bergen und Tälern von Wasser. Der Urwald heisst in der Gegend hier nicht umsonst Regenwald. Erst spielten die fünf mit den Wellen, aber schnell wurden sie von ihnen mitgerissen.

Die gute Laune kippte. Jetzt schämte sich auch keiner der Fünf mehr Angst zu haben. Weder Rosa noch die anderen wussten sich zu helfen. Der Amazonas riss sie einfach mit, da half keine Anstrengung. Ach, hätten sie nur auf den alten Arapaima gehört! Zwischen den Wurzeln wären sie sicher gewesen. Aber jetzt war das zu spät, jetzt mussten sie gegen das Wasser kämpfen. Ganze Bäume waren ausgrissen und schwammen mit dem Amazonas mit. Da durfte man sich nicht in

den Ästen verheddern und musste immer ausweichen. Der Sturm dauerte viele Stunden. Alle waren damit beschäftigt gewesen, aufzupassen, nicht von den Wellen gegen irgendetwas geschleudert zu werden und nahe zusammen zu bleiben. Keiner von ihnen hatte bemerkt, wo sie eigentlich hingespült wurden.

Als der Sturm sich soweit gelegt hatte, dass man sich wieder verstehen konnte, sagte Rosa:

«Na prima.» Und dabei hatte sie eine kleine Träne im Auge. «Was für eine Geburtstagsfeier!»

Die Fünf sahen sich um, nichts, aber auch wirklich gar nichts war zu sehen. Nur Wasser, soweit das Auge reichte. Rosa versuchte es mit einem Sprung aus dem Wasser, um besser sehen zu können. Auch nichts. Kein Baum, kein Strauch, kein Vogel.

«Was ist mit dem Urwald passiert?», fragten sie sich gegenseitig. «Ist der vollständig überschwemmt? Gibt es keine Bäume mehr, ist jetzt alles Amazonas? Und warum schmeckt das Wasser hier so furchtbar?»

Tatsächlich schmeckte das Wasser sehr salzig. Viel Zeit zum Grübeln blieb ihnen aber nicht. Noch bevor sie wirklich verzweifelt sein konnten, durchschnitt ein graues Dreieck die Wellen und kam direkt auf sie zu. Erst bemerkte es niemand, aber als es immer schneller wurde, rief Rosa:

«Achtung, da kommt etwas!» Das graue Dreieck war die Rückenflosse eines grossen Fisches. Als er sein riesiges Maul aufriss, konnten sie drei Reihen sehr scharfer und spitzer Zähne sehen. Ein Hai? Von denen hatten



die Fünf schon gehört. Die lebten doch im Meer? Waren sie etwa im Meer gelandet? Sie schwammen um ihr Leben. Zuerst schnell in alle Richtungen wegschwimmen, um das Ungeheuer zu verwirren, dann wieder sammeln, um sich nicht zu verlieren. So hatten sie es zu Hause gelernt und geübt.

Aber der Hai griff immer wieder an. Er kam auf die Fünf zugeschossen und riss sein furchtbares Maul auf. Jedes Mal verfehlte er sie, aber immer etwas knapper. Viel Kraft, ihm immer wieder auszuweichen, hatten sie nicht mehr. Alle hatten furchtbare Angst. Wieder blitzten die Zähne des Hais auf. Er raste auf Rosa zu. Die konnte sich vor Schreck und Erschöpfung nicht mehr bewegen. Wie versteinert blieb sie stehen.

Plötzlich zeigte sich etwas im Wasser, dass für die Delphine aussah wie eine riesige Kokosnuss. Er kam mit grossem Schwung und stiess den Hai mit voller Wucht in die Seite, so stark, dass der sich im Wasser überschlagen musste. Aber er hatte Rosa noch an der Schwanzflosse erwischt. Nicht sehr schlimm, aber sie blutete ein bisschen und es tat furchtbar weh. Der grosse Berg entpuppte sich als eine grosse Schildkröte.

Der Hai drehte ab und schwamm noch ein paar Mal hin und her. Die Seite tat ihm doch gehörig weh, weswegen er sich etwas zurückzog. Noch so einen Schlag von dieser Schildkröte hätte er nicht verkraftet. Er schwamm etwas zur Seite, sicher ist sicher, aber gerade so, dass er die Delphine noch sehen konnte. Schildkröte hin oder her, die Delphine sahen schon



lecker aus.

Die Schildkröte stellte sich den Delphinen als Florian vor. Und obwohl Florian, wie alle Schildkröten, sonst eher der gemütliche Typ war, hielt er sich nicht lange mit Vorstellen auf und meinte:

«Der Hai ist noch in der Nähe. Kommt mit mir mit, schnell! Alle nochmals gut Luft holen und los!»

Alle atmeten tief ein und tauchten hinter Fridolin her. Tiefer und immer tiefer tauchte der. So tief, wie der Amazonas an keiner Stelle war, so tief, wie das nur im Meer geht. Delphine und Schildkröten können ja nicht wie Fische unter Wasser atmen, sondern müssen immer an die Wasseroberfläche kommen. Der Hai folgte ihnen in gebührendem Abstand. Die fünf Freunde hatten das Gefühl, es nie wieder bis nach oben zu schaffen, so lange hatten sie jetzt schon die Luft angehalten. Selbst Fridolin, amtierender Lateinamerikameister im Luftanhalten, hatte einen roten Kopf bekommen.

Sie schwammen immer weiter und weiter und tauchten an einer Felswand entlang. Die war eigentlich wunderschön, denn überall glitzerten und glänzten die schönsten Kristalle. Endlich flüsterte Fridolin:

«Dort hinter den langen Algen ist der Eingang zu einer Höhle. Dort müsst ihr hinein schwimmen. Da könnt ihr dann auch wieder atmen. Ich lenke solange den Hai ab.»

Fridolin raste auf den Hai los. Der war erst ganz erschrocken, öffnete dann aber seinen riesigen Mund und zeigte seine gefährlichen Zähne. Aber Fridolin



liess sich nicht beirren. Schnurstracks sauste er in die Richtung des Hais. Als er ganz dicht an ihm dran war, biss der Hai zu. Im letzten Moment zog Fridolin die Beine und den Kopf ein, so dass nur noch sein Panzer zu sehen war. Der schützte ihn. So ein Haibiss macht einer Schildkröte nichts aus, jedenfalls, wenn es bei einem Biss bleibt. Deswegen schwamm Fridolin schnell hinter den Delphinen her, solange sich der Hai um seine Zahnschmerzen kümmern musste.

Die fünf Freunde hatten den Eingang zur Höhle längst gefunden. Davon hatte der Hai natürlich nichts mitbekommen. Dort schwammen sie hinein und konnten auch wieder Luft holen. Eine Höhle unter dem Meer, in der es Luft gab! Von weit weg drang etwas Licht herein. Der Hai hatte zwar bemerkt, dass sich alle hier irgendwo versteckt haben mussten, er konnte aber nicht erkennen, wo. Also wartete er und legte sich auf die Lauer.

Die fünf Freunde mussten hächeln. Keiner von ihnen hatte schon jemals so lange die Luft angehalten. Es war eigenartig still hier in der Höhle. Wenn man im Urwald wohnt, hat man nämlich noch nie einen so ruhigen Augenblick erlebt. Die Stille wurde aber unterbrochen als Fridolin mit einem lauten: «Paaaahhhhhh.» angetaucht kam und auch erst einmal tief Luft holen musste.

«Ist jemand verletzt?», fragte Fridolin, nachdem er sich erholt hatte. Er selbst war unverletzt, nur ein grosser Kratzer zierte jetzt seinen Panzer. Den würde er jetzt für immer als Erinnerung behalten. Nur Rosa hatte



eine schwere Schramme abbekommen. Den anderen ging es gut, aber sie alle waren sehr erschöpft.

«Das heilt wieder.», meinte Fridolin, nachdem er sich die Wunde angesehen hatte. «Ihr bleibt hier und ich hole uns erst einmal ein paar Fische.»

Die fünf Freunde schlungen die Fische herunter. Langsam kehrten auch ihre Kräfte zurück. Während sie assen, erklärte Fridolin, dass er eigentlich ursprünglich gar nicht aus der Gegend sei, sondern von den Galapagos-Inseln stamme, die noch weiter im Meer draussen liegen. Aber bei einem Ausflug hätte er diese Höhle hier gefunden und die habe ihm so gut gefallen, dass er an freien Wochenenden oft Ausflüge hierher unternähme. Datsche nannte er die Höhle und musste lachen, aber die Fünf waren nur verwirrt.

Dann mussten sie ihrerseits Fridolin ganz genau erklären, was passiert war. Der wiegte den Kopf hin und her und meinte, dass der Sturm sie wohl ins offene Meer getragen habe. Sie sollten sich keine Sorgen machen, es würde alles wieder gut werden. Abwarten, bis der Sturm vorbei ist und der Hai die Suche aufgegeben hätte. Dann würde er ihnen den Weg zurück zeigen.

Aber das war leichter gesagt als getan. Rosa Flosse blutete immer noch, sie konnte unmöglich nochmals so lange tauchen. Und weil ihr Kopf aus dem Wasser guckte, konnte man ausnahmsweise sehen, wie einem Delphin grosse Tränen aus den Augen kamen.





Sie waren auf der Seite mit dem Delphinbild angekommen. Es war Rosa, wie sie gerade aus dem Wasser sprang. Eine schöne Zeichnung, dachte Nina. Oma klappte das Buch zu und gab Nina einen Kuss auf die Stirn.

«Schlaf gut, mein Engel.», sagte sie «Und morgen, gleich wenn Du aus dem Kindergarten zurück bist, lese ich Dir den Rest der Geschichte vor.» Selbstverständlich protestierte Nina. Wie kann man nur so gemein sein und aufhören, wenn es am spannendsten ist! Das war jetzt schon das zweite Mal an diesem Abend, dass sie sich vornehmen musste, es später, wenn sie selbst gross sein würde, besser zu machen. Aber noch bevor sie das Oma erklären konnte, musste sie so fest gähnen, dass sie beschloss, auf lauten Protest zu verzichten. Kater Fritz wurde noch aus dem Zimmer gescheucht, die Tür blieb einen Spalt offen und Nina schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen konnte es Nina kaum abwarten, wie die Geschichte wohl weiterging. Die arme Rosa! Wie sie wohl wieder aus der Höhle kommen würde? Nina kontrollierte nochmals, ob das Buch auch so lag, dass sie gleich weiter lesen konnten, wenn sie zurück vom Kindergarten kam. Sie hatte so lange bei Mama gequängelt, bis diese versprochen hatte, dass es das Mittagessen erst gibt, wenn die Geschichte zu Ende erzählt war.

Endlich war der Kindergarten vorbei. Ohne wie sonst auf ihre Freundinnen zu warten, rannte Nina nach Hause. Oma sass schon lachend auf der Couch



und meinte, Nina solle das Buch holen, es könne gleich los gehen.

Aber das Buch war nicht mehr da! Weg!

«Maaaaamaaaa, Maaaaaaaaamaaaa! Wo hast du das Delphin-Buch hingelegt?» Nina war ausser sich. Mama kam die Treppe hinauf.

«Ich hab' dein Buch nicht, Schatz. Wo hast du es denn hingelegt?» Auf so eine Frage antwortete Nina gar nicht erst. Als ob sie da nicht als allererstes gesucht hätte. Verzweifelt riss sie alle Bücher aus dem Büchergestell, aber das Delphin-Buch war nicht dabei.

Nina verzog sich in ihr Bett und schmollte. Mama versuchte zu trösten und versprach, das Buch zu suchen. Alle halfen mit und stellten die Wohnung auf den Kopf. Sogar die Möbel wurden verschoben, um nachzusehen, ob das Buch nicht irgendwo dahinter gefallen war. Aber es blieb verschwunden. Langsam hatte Mama einen Verdacht. Fritz! Könnte es Kater Fritz gewesen sein? Wie ein Pfeil schoss Nina die Treppe herunter und schimpfte auf Fritz ein. Der aber gähnte nur und wollte gekrault werden. Wirklich böse konnte Nina ihm nicht sein, der wollte ja auch nur spielen.

Es wurde trotz Oma Lena ein langweiliger Nachmittag. Nina wollte doch unbedingt wissen, wie es bei Rosa und ihren Freunden weitergeht. Aber da war nichts zu machen. Am Abend, als es wieder Schlafenszeit war, streichelte Oma Nina über den Kopf und sagte:

«Manchmal braucht man gar keine Bücher, um Geschichten zu erzählen. Es ist ja nur das Buch weg, aber

die Geschichte ist noch da. Du machst jetzt die Augen zu und konzentrierst dich ganz fest auf Rosa. Und wenn du Glück hast, triffst du sie im Traum.»

Um wenigsten etwas von einem Delphin zu haben, nahm Nina ihren Spielzeugdelphin und legte ihn in ihren Spielzeugkoffer. Im Spielzeugkoffer waren immer ihre Lieblingsspielsachen. Und den Koffer stellte sie sich vor dem Schlafen immer im Bett ans Fussende, damit all die wichtigen Dinge ganz nah bei ihr waren.

Wieder bekam Nina einen Kuss, zog die Decke über den Kopf und dachte an Rosa. Sie erzählte sich nochmals selbst die Geschichte, soweit sie sich an gestern Abend erinnern konnte, und drückte ihre Füsse gegen den Koffer...



Plötzlich war auch Nina in der Höhle unter dem Meer. Sie hatte den Koffer mit ihren Lieblingsspielsachen unter dem Arm und sass auf einem Stein, der aus dem Wasser ragte. Genau wie Rosa bemerkte auch sie als erstes diese Stille. Und das Licht von oben. Es war nicht zu erkennen, wo es herkam, aber es musste eine Höhle unter einer Insel sein überlegte Nina, denn sonst würde ja Wasser herein gelaufen kommen.

Nina hatte keine Angst. Sie wusste, dass es nur ein Traum war und ihr nichts passieren konnte. Wenn man träumt musste man nur ganz laut *Gefälligst aufwachen!* schreien, dann war der Traum sofort vorbei. Zur Si-



cherheit kniff sie sich in den Arm. Den Trick hatte ihr mal ihre Cousine gezeigt. Die war schon drei Jahre älter und wusste daher alles. Sie hatte erklärt: Wenn man sich kneift und etwas spürt, ist man wach, wenn man nichts spürt, träumt man gerade. Und tatsächlich, Nina spürte nichts.

«Haaalllloo» rief Nina ganz laut.

«-lo, -lo, -lo», schalte es von allen Seiten zurück. Ein Echo in einem Traum? Sehr merkwürdig. Oder gab es so etwas? Nina war unschlüssig. Doch, vermutlich gibt es so etwas, entschied sie. Aber in einem Traum darüber nachdenken, ob man träumt und woran man eigentlich merkt, dass man träumt, das gab es ja eigentlich nicht. Na jedenfalls hatte es Nina noch nie erlebt.

Und schon sieht Nina, wie eins, zwei, drei, nein, fünf rosa Delphinköpfe aus dem Wasser lugen. Das Licht der Höhle spiegelte auf ihren glatten Köpfen.

«Ich bin Nina.», sagte Nina, weil sie gerade nicht wusste, was sie sonst in dieser Situation sagen sollte. Als die Delphine antworteten und nicht einmal zu bemerken schienen, dass sie mit einem Menschen redeten, war Nina beruhigt. Dann konnte alles ja nur ein Traum sein! Weniger beruhigend war dagegen, was die Delphine erzählten.

Rosa fängt an: «Da draussen schwimmt ein riesiger Hai. Der hat gesehen, dass wir hier in die Höhle geflüchtet sind und wartet jetzt auf uns.»

«Aber das ist noch nicht das Schlimmste!», ruft einer ihrer Freunde dazwischen. «Rosa ist verletzt und die

Wunde hat sich entzündet.»

Nina entschied, dass zuerst die Wunde behandelt werden musste. Wenn sie sich verletzt hatte, wurde die Wunde erst gereinigt, dann sprühte ihr Papa immer aus einem kleinen Fläschchen etwas auf die Wunde und zum Schluss kam ein Pflaster darauf. Das Fläschchen und das Pflaster hat Papa immer aus einem Schrank im Bad geholt, der für sie verboten war.

«Das haben die Erwachsenen von ihren Regeln», dachte Nina, «Jetzt kenne ich mich gar nicht aus!» Wenn sie zu Hause wäre, hätte wenigstens sie Pflaster. Aber stopp, wenn sie immer ihre Puppen verarztet, nahm sie ja auch Pflaster und dafür hat sie ein einmal ein grosses Stück bekommen. Etwas davon könnte noch in ihrem Spielzeugkoffer sein.

«Aber natürlich!» rief sie, den Koffer hatte sie ja glücklicherweise bei sich! Zunächst einmal nachsehen, was alles gerade in dem Koffer war. Ein Nuschi, eine Schnur, ein Bild von einem sehr süßen kleinen Hund, natürlich der Delphin und tatsächlich! Pflaster!

Rosa musste ihre verletzte Flosse auf den Stein legen. Gar nicht so leicht. Mit dem Nuschi tupfte Nina die Wunde ab. Aber das Spray fehlte, das war nicht zu ändern. Nina wusste nicht genau, ob das wichtig war. Sie betrachtete noch einmal die Dinge in ihrem Koffer. Beim Bild des kleinen Hundes kam ihr eine Idee. Sie hatte schon einmal gesehen, dass ein Hund auf eine Scherbe getreten war und sich dann die Wunde abgeleckt hat. Das war es!



«Ihr müsst jetzt die Wunde ablecken!», rief sie den Freunden von Rosa zu. Die wussten zwar nicht so genau wieso, glaubten ihr aber einfachen und taten wie gesagt. Als sie fertig waren klebte Nina ein Pflaster über die Wunde.

«So!», sagte sie, «Das hätten wir geschafft.» Und tatsächlich konnte Rosa bestätigen, dass die Wunde nur noch halb so weh tat. Jetzt blieb nur noch der Hai. Inzwischen war Fridolin zurück gekommen und brachte Fische. Nina probierte lieber nicht. Der rohe Fisch, noch mit Haut, war wohl eher nichts für sie.

«Ja, der Hai ist noch da.», musste Fridolin bestätigen. «Und ich befürchte er ist mittlerweile vor lauter Hunger noch wilder als das letzte Mal. Er hat hier die ganze Zeit gewartet. Und wenn wir nicht bald etwas unternehmen, werden noch andere Haie angelockt und dann schaffe es selbst ich nicht mehr aus der Höhle.» Verzweiflung lag in seiner Stimme.

Nach dem Essen fingen alle sehr angestrengt an nachzudenken. Niemandem fiel etwas Gescheites ein. Nina fasste einen Plan. Sie flüsterte Fridolin etwas ins Ohr. Dann öffnete sie wieder den Spielzeugkoffer und fing an zu basteln.

Nach einer halben Stunde ging es los. Der Hai wartete schon hungrig aber geduldig in der Nähe der Höhle. Zuerst sah er die Schildkröte aus der Höhle kommen. Ihm folgte mindestens ein Delphin, so viel konnte er von seiner Position aus erkennen. Der Hai schwamm erst vorsichtig und langsam näher und wurde dann

immer schneller. Er hatte den Delphin ins Visier genommen und schwamm so schnell, wie das nur Haie können.

Der Hai stürmte auf den Delphin los. Schnell war er ganz dicht hinter ihm, seine Nase berührte schon die Schwanzflosse. Da riss er sein ungeheures Maul auf und rrrrrrrrrrammms, biss er zu! Aber was war das? Mit einem gewaltigen Knall krachte er gegen die Felswand. Der Hai hatte den Delphin verpasst, aber seine Nase blutete. Der Hai mochte Misserfolge gar nicht, die war er sonst nicht gewohnt!

Der Gedanke machte den Hai aber leider nicht zahmer, sondern nur noch wilder. Er sah sich um. Diesmal ruhiger. Der Hunger hatte ihm den Kopf vernebelt, das merkte er jetzt. Jetzt hiess es einmal tief Wasser holen und konzentrieren. Schon wieder hatte er einen Delphin entdeckt. Aus den Augenwinkeln sah er auch schon den zweiten. Den wollte er sich für später aufheben. Und dort war ja gleich noch einer. Und da schon wieder. Und dort. Und da noch mehr, dutzende, hunderte. Der Hai war restlos verwirrt. Er überlegte, ob es am Stoss liegen könnte, dass er nicht mehr richtig sah?

Jetzt bemerkte er auch Fridolin wieder. Der hatte ihm schon zwei Mal richtig wehgetan, den liess er lieber in Ruhe. Aber was zog der denn hinter sich her? Eine Schnur, an die ein Delphin gebunden war? Das schien eine leichte Beute! Mit zwei starken Stößen war er bei dem Delphin an der Schnur, und ohne zu zögern biss er zu.



Ein klebriger Geschmack machte sich in seinem Mund breit. Den Geschmack kannte er. Plastik! So etwas schmeissen die Menschen manchmal aus ihren Schiffen ins Wasser. Das hatte er schon einmal probiert, ungeniessbar und danach bekommt man Bauchschmerzen. Hatte ihm jemand einen Streich gespielt? Der Hai schwamm wütend im Kreis. Und überhaupt überlegte er dabei, seit wann sind denn Delphine rosa? So etwas gibt es ja nur im Amazonas, aber doch nicht hier. Die sind bestimmt auch nur aus Plastik, war er letztlich überzeugt. Und weil er sowieso lieber mit seiner blutigen Nase nach Hause wollte als möglicherweise nur Plastik hinterher zu jagen, schwamm der Hai endgültig davon.

Rosa hatte das alles vom Eingang der Höhle aus beobachtet und musste Nina haargenau erklären, was passiert war. Genau das war ja Ninas Plan gewesen! Fridolin sollte den Spielzeugdelphin aus dem Koffer hinter sich herziehen. Die Kristalle des Felsens würden diesen immer wieder spiegeln. Es musste den Hai einfach verwirren, wenn er so viele Delphine sah. Eigentlich war es Ninas Plan gewesen, dass Rosa und ihre Freunde genau in dem Augenblick die Höhle verlassen. Als der Hai das erste Mal gegen die Wand kracht. Dann hatte sich aber doch keiner der fünf Freunde aus der Höhle getraut, als der Hai so wild geworden war.

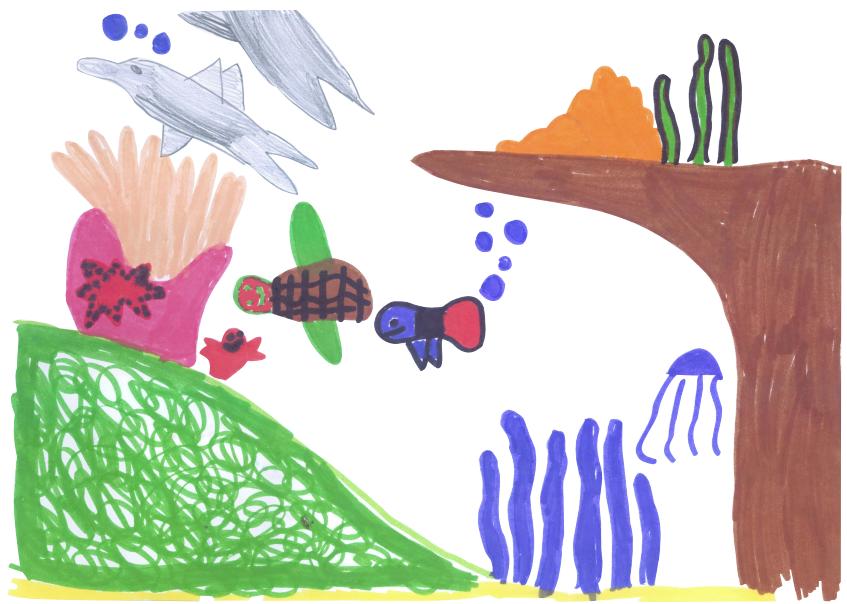
Jetzt war der Hai von alleine weg geschwommen, sie konnten beruhigt nach Hause schwimmen. Fridolin vorne weg und die Delphine hinterher. Aber erst

mussten sie sich von Nina verabschieden, denn die konnte natürlich nicht tauchen und schwimmen wie ein Delphin.

Die Delphine folgten der Schildkröte hinaus aus der Höhle und ihre Heimreise begann. Es dauerte nicht lange, da schmeckte das Wasser schon nicht mehr so salzig. Schon bald war so, wie es unsere fünf Freunde gewohnt waren. Die ersten Bäume tauchten wieder auf, sie waren beim Festland angekommen. Jetzt verabschiedete sich auch Fridolin. Alle durften einer nach dem anderen nochmals über Fridolin drüber springen, so macht man das als Delphin, wenn man zeigen will, dass man jemanden gern hat. Die fünf rosa Delphine mussten jetzt nur noch flussaufwärts schwimmen. Nach ein paar Tagen kamen sie erschöpft zu Hause an.

Ihr könnt euch vorstellen, was das für eine Party geworden ist! Drei Tage und viel mehr Nächte feierten alle Tiere des Nebenarms. Und selbst das Faultier liess sich hinreissen einen Cha Cha Cha zu tanzen. Aber erst nachdem es ein paar überreife Früchte gegessen hatte. Das war sicher einer der Höhepunkt des Festes.

Als das Fest vorüber war, waren Rosa und ihre Freunde müde, matt und marode. So müde ist man bestimmt nur einmal im Leben. Ihre Väter und Mütter kamen zu ihnen ans Bett. Sie lobten sie nochmals und sagten, sie wären jetzt grosse Delphine und gaben ihnen einen Kuss. Und stolz auf sich waren alle. Die fünf Freunde schlossen jeder in seiner Schlafecke die Augen und träumten von Nina und ihrem Spielzeugkoffer.





Der Wecker klingelte. Nina wachte in ihrem Bett auf. Ungläublich sah sie sich in alle Richtungen um. Jetzt war klar, dass es doch ein Traum gewesen sein musste. Oma spienzelt zur Tür herein.

«Na, schon wach?», Nina musste sich erst einmal richtig strecken und auf die andere Seite drehen, bevor sie antworten konnte. Aber das war normal, das war jeden Tag so.

«Ich habe von Rosa geträumt.», schaffte sie dann aber doch zu sagen. Oma lächelte. Dann erzählte Nina genau, was sie geträumt hatte. Und als sie an die Stelle kam, wo sie ihren Spielzeugdelphin an die Schnur geknotet hatte, nahm sie ihren Spielzeugkoffer. Der lag geöffnet neben dem Bett, er war wohl nachts runtergefallen. Es fehlte nichts, alles war noch da. Nur von ihrem Delphin fehlte ein Stück von der Schwanzflosse. Nina blieb beinahe das Herz stehen. Gestern war das doch noch nicht so gewesen? Sollte doch der Hai...?

Aber in dem Moment kam Kater Fritz durch die Tür geschlichen, und da wusste Nina, dass es bestimmt kein Hai gewesen war, der ihrem rosa Delphin in den Schwanz gebissen hatte.





Die Maus mit den drei Federn

In einer Mühle lebte eine Maus sehr bequem in einer Mühle, die einem alten Müller gehörte. Der alte Müller konnte nicht mehr sehr gut sehen, was das Leben der Maus sehr einfach machte. Das Beste war, dass immer genügend Weizenkörner herumlagen, die der Alte verschüttet hatte, so dass die Maus nie Hunger leiden musste. Außerdem konnte der Müller die Maus nie fangen, mit seinen trüben Augen. Eigentlich wusste die Maus aber, dass er das auch gar nicht wollte, denn so war er nicht so alleine in seiner Mühle. So lebten sie lange nebeneinander her und waren zum Schluss beinahe Freunde.

Die Maus genoss ihr fürstliches Leben. Egal ob sommers oder winters, ob kalt, ob warm, hier fand sie immer alles, was das Leben schön machte. Und da sie ohne Futtersuche viel freie Zeit hatte, nagte sie an Holzstücken herum, bis diese die lustigsten Formen hatten. Einmal benagte sie sogar ein Stück Kaminholz so, dass es ein exaktes Abbild des Müllers ergab. Aber die-



ser warf das Holz in seiner Blindheit ins Feuer wie jedes andere Stück Holz auch. Am liebsten aber machte sie Mäusepüppchen, die sie dann an Mäusekinder verschenkte, die nicht so viel hatten wie sie. Die Püppchen gelangen der Maus jedes Mal so gut, dass unfehlbar jede Mutter eines beschenkten Kindes laut seufzte und die Väter ihr Taschentuch zückten und laut schneuzten.

Eines Tages starb der Müller. Der neue Müller, ein Neffe des Verstorbenen, war leider nicht von schlechtem Auge, wie die Maus schnell feststellen musste. Schon am ersten Tag warf er ihr einen Schuh hinterher. Und noch einen Tag später hatte er zwei widerliche Katzen angeschafft, die nur dafür da waren, sie durch die Mühle zu jagen. Sobald die beiden sich hier besser auskennen würden, überlegte die Maus, würde sie schnell ein schönes Frühstück abgeben.

Der Maus blieb nichts weiter übrig, als die traute Mühle zu verlassen und ihr Glück woanders zu probieren. So wanderte sie durch die Welt. Erst hatte sie Angst, in den fetten Jahren das Mausen verlernt zu haben, aber ein paar Körner fanden sich irgendwo dann doch jeden Tag. So ging es bis der Herbst die Blätter färbte und dem unvermeidlichen Winter die Türen öffnete. Und mit dem Winter kamen die Kälte und der Hunger. Nur noch selten fand sich irgendetwas zum Essen und als der erste Schnee fiel, wurde der Hunger wirklich schlimm.

Die Maus hatte keinen Vorrat angelegt, daran hatte





sie nicht gedacht. Beim Müller in der Mühle war das ja auch nie wichtig gewesen. Da sass sie nun, ohne zu wissen, ob sie schlotterte, weil der Wind ihr den Schnee immer tiefer ins Fell blies, oder weil ihr Bauch so laut brummte, dass man dachte, sie sei ein Bär. Und als sie glaubte, jetzt sei alles vorbei, kam ein kleines Mäusekind mit einem ihrer genagten Mäusepüppchen und sah die Maus in ihrem ganzen Elend.

Das Kind war aber gar kein richtiges Mäusekind, sondern eine gute Fee. Und weil sie Mitleid mit der Maus hatte, sagte sie zu ihr:

«Du bist eine gute Maus, dass weiss ich. Du hast mir einmal dieses Holzpüppchen geschenkt obwohl du mich gar nicht gekannt hast, und deswegen will ich dir helfen. Leider bin ich keine der mächtigen Feen, die alle Wünsche erfüllen können, aber ich kann dir drei Mal einen guten Rat geben. Nimm dazu diese drei Federn. Wenn du eine auf die Hand legst, und in die Luft bläst, stelle deine Frage und ein Geist wird erscheinen und dir die Antwort geben.»

Die Maus wusste zuerst gar nicht, was für ein grosses Geschenk das war. Was nützen mir Ratschläge, dachte sie zunächst, wenn ich vor Hunger fast nicht denken kann? Aber dann kam der Maus ihre erste Idee. Warum nicht fragen, wo es heute feines Futter zu finden gibt? Und schon hatte sie eine Feder in der Hand. Aber halt, warum nicht gleich fragen, wo es heute und morgen etwas Leckeres gibt, dachte sie richtig. Die Maus wurde immer aufgeregter, als sie langsam verstand, was sie

da von der Fee bekommen hatte. Denn noch besser konnte sie fragen, wo es eine Mühle so wie ihre gäbe, wieder mit einem Müller der sie in Ruhe liesse? Oder einen Ort, der war wie ihre Mühle, nur dass es noch feine Kleider umsonst gäbe?

So steigerte die Maus ihren Wunsch immer mehr, bis sie irgendwann zu dem Ergebnis kam, dass nur eine Frage geschickt sein könne. Sie nahm eine der Federn, legte sie auf ihre Hand, so wie es die Fee gesagt hatte und blies sie in den Himmel. Ein sanfter Windhauch nahm die Feder und liess sie steigen und steigen. Die Maus blinzelte ihr hinterher und fragte mit lauter Stimme:

«Wie schaffe ich es, eine sehr reiche Maus zu werden?» Als die Feder gerade die Sonne zu berühren schien, antwortete eine ferne Stimme:

«Du kannst keine Körner sammeln, Du kannst keine Höhle bauen. Und doch bist Du geschickt in manchen Dingen. Erkenne was Du kannst! Aber bedenke: Nur wer bescheiden ist und im Sommer die kleinen Äpfel verschont, wird im Herbst grosse süsse Äpfel ernten können.»

Die Maus hatte vor Aufregung ihre Barthaare gekräuselt. Enttäuscht von der Antwort, rollte sie die wieder auf, nur um sie gleich hängen zu lassen. Was sollte denn das bitte bedeuten? Sie hatte schon gehofft, einen Ratschlag zu erhalten, der besser verständlich wäre. Traurig senkte sie den Kopf. Ihr Blick viel auf einen dicken Ast und so begann sie zu nagen, nur um



nicht so frieren.

Da kam ein Mäusevater des Weges gelaufen und sah die kleine frisch genagte Babypuppe.

«Die ist ja herrlich!», rief dieser, «Guter Freund, seit Tagesanbruch bin ich auf der Suche nach einem Weihnachtsgeschenk für meine Kinder, sei so gut, und verkufe mir deine Arbeit, ich möchte dir auch einen Gulden zahlen.»

Die Maus willigte natürlich sofort ein. Ein ganzer Gulden! Was man dafür alles für leckere Dinge kaufen konnte. Danke, liebe Fee, dachte sie, denn jetzt verstand die Maus den Ratschlag der Fee und wurde Puppenmacher.

Mit dem ersten verdienten Gulden ging die Maus zum Krämer und bestellte sich den ersten Schweizer Käse in ihrem Leben. Gierig atmete sie den Geruch des alten Hobelkäses ein, als ihr gerade noch der zweite Teil des Rates der Fee einfiel. Bescheiden zu sein und sparen, hieß das wohl. Die Maus gab den teuren Schweizer Käse zurück, nicht ohne nochmals einen tiefen Zug des herrlichen Duftes inhaliert zu haben, und ließ sich stattdessen vom Krämer ein trockenes Stück Brot geben.

Mit dem gesparten Geld ging die Maus zum Holzhändler und kaufte sich ein schönes Stück edlen afrikanischen Holzes, ganz in schwarz. Der Holzhändler lachte zunächst, als er die verlumpte Maus sah, die auch noch vom teuersten Holz kaufen wollte. Als diese ihm aber fast einen ganzen Gulden auf den Tisch

zählte, schüttelte er nur den Kopf und holte ein Stück Ebenholz. Die Maus begann zu nagen und nagte eine herrliche Büste einer schönen Mäusin. Sie klopftet an alle Türen des Dorfes und konnte die schwarze Schönheit endlich für acht Gulden an einen Kutschenbauer verkaufen.

Wieder sparte sie und kaufte Holz. Daraus nagte sie die schönsten Dinge. Spielzeug und Möbel, Statuen berühmter Mäuse und sonst noch allerlei. Damit zog sie von Haustür zu Haustür und erzielte immer viel mehr Geld, als das Holz gekostet hatte. Nach einem halben Jahr war sie es Leid die Leute zu besuchen und mietete sich ein eigenes Geschäft. Dort konnte sie einen grossen Vorrat an Nagwerk vorrätig halten, da konnte fast jeder etwas passendes finden.

So verging die Zeit und Maus wurde immer reicher. Die edelsten Käse waren eine Selbstverständlichkeit geworden und zwar reichlich. Sie hatte jetzt auch Gehilfen, denen sie gezeigt hatte, wie man nagen muss, das machten die jetzt für sie. Die Maus wurde immer fetter und fetter und fetter, bis sie fast keine Luft mehr bekam. Der herbeigerufene Arzt beschnüffelte die Maus von allen Seiten und prophezeite ein baldiges Herzversagen, wenn das mit der Bauchwachstum nicht schleunigst umgekehrt werden würde, die Maus also abnehmen solle. Aber viel Hoffnung habe er nicht, musste er einräumen.

Die Maus fühlte, dass es Zeit für die zweite Frage sei. Aber was genau sollte sie diesmal fragen? Wie sie ihre



Gesundheit retten könne, war sicher eine gute Frage. Aber dann hatte sie nur noch eine Frage übrig und war es nicht sehr gefährlich, diese letzte Frage nicht optimal zu nutzen? Sollte sie nicht vielleicht besser fragen, was die beste letzte Frage sein könnte? Möglicherweise war ja aber gerade die Frage nach der Gesundheit die beste Frage. Und dann hätte sie die letzte Frage verschenkt.

Die Maus dachte lange nach, doch konnte sie sich nicht entscheiden. Aber eine Entscheidung musste getroffen werden. So nahm sie die zweite Feder und blies sie in die Luft. Die zweite Feder erreichte den Mond und gerade als sie diesen berührte, donnerte auch wieder die selbe Stimme wie beim ersten Mal.

«Also Maus, stelle deine Frage!» Die Maus erklärte ihr Problem, dass sie sich nämlich nicht entscheiden können.

Die Stimme seufzte, murmelte etwas davon, dass es so ja wohl nicht ginge, dass die Maus schon eine klare Frage formulieren müsse, dann aber sprach sie: «Die Lösung auf beide Fragen sind ein paar gute Schuhe.»

Wie das erste Mal auch, wurde die Maus nicht recht schlau aus diesem Rat. Schuhe? Was konnte das bedeuten? Schuhe hatte sie keine mehr, seitdem sie den eigenen Laden aufgemacht hatte. Wozu auch? Die Mäuse kamen zu ihr, auch der Holz- und der Käselieferant. Es hatte einfach keinen Grund mehr gegeben, das Haus zu verlassen. Dann verstand sie. Na klar, es war gemeint, dass sie laufen solle. Mit einem klei-

nen Spaziergang war es wohl nicht getan. Also schloss die Maus ihren Laden ab und hängte ein Schild ins Schaufenster, auf dem zu lesen war, dass die Maus jetzt einmal Ferien hat und auf Wanderschaft geht.

Wohin ist egal, dachte sie ganz richtig, Hauptsache laufen. Die Wege führten sie weit weg von zu Hause. Die ersten Tage kam sie dick und ungeübt wie sie war, kaum voran. Aber schon bald war sie wieder bei Kräften und lief eifrig nicht nur die Berge runter, sondern auch wieder hoch.

Die Maus wanderte viele Wochen. Abends klopfte sie an fremde Türen und bat um Unterkunft für eine Nacht. Als Gegenleistung nagte sie ihre berühmten Püppchen oder andere Dinge. So lernte sie die unterschiedlichsten Mäuse kennen. Mal schlief sie bei einer Familie, mal bei einer alten Witwe. Mal waren es wohlhabende Mäuse, mal arme. Eine Maus war sehr schlau und las viel, eine andere kaute den ganzen Tag auf einem Grashalm und machte nur das Mindeste.

Allen, die die Maus traf, erzählte sie ihre Geschichte und wollte wissen, welche Frage sie wohl stellen würden. Vielleicht hatten die anderen Mäuse ja eine Idee.

«Ich würde gerne wissen, welches Mittel es gibt, dass meine Kinder mich einmal eine Nacht schlafen lassen.» wollte eine Mutter wissen. «Woher weiss ich, ob meine Freundin mich liebt?» war eine jugendliche Maus besorgt. «Wo bekomme ich den besten Preis für meine Ware?» gab sich ein Händler sachlich. Sehr weit kam die Maus und lernte sehr vieles kennen, fand aber nie,



wonach sie suchte. Die richtige Frage für sich selbst.

Jede Maus möchte etwas anderes wissen, dachte die Maus. Woher soll ich wissen, welches mein Wunsch ist? So kam sie zu einer sehr alten Mäusin. Die lebte ganz alleine gleich an einer schönen Lichtung im Wald. Auch hier hier bat die Maus um Unterkunft und bekam sie gewährt.

«So so.», sagte die alte Maus, «Du bist also auf der Suche nach der richtigen Frage? Ich kann dir nicht helfen, ich habe keine Frage.»

«Aber Du möchtest doch bestimmt wissen, wie du wieder jung und schön werden kannst?» entgegnete die Maus.

«Nein, nein. Ich habe mein Leben glücklich und zufrieden gelebt. Ich habe vieles von dem, was ich mir gewünscht hatte, nicht erreicht. Aber ich habe es immer wieder versucht, also will ich zufrieden sein, mit dem was ich habe, und das ist nicht wenig. Ich habe mich und meine Kinder und Enkel, die mich regelmäßig besuchen und die ich lieb habe. Ich habe genügend Futter für den Winter, was sollte ich wohl brauchen. Aber denk einmal nach. Du hast auf Deiner Reise sehr viele verschiedene Fragen gehört. Jeder hat etwas anderes gesagt, aber eigentlich haben alle das selbe gemeint.»

Die Maus lag die ganze Nacht wach und dachte über das nach, was die Alte gesagt hatte. Und als die Sonne aufging, hatte sie die Lösung. Das war es. Glück! Glücklich wollen die Mäuse sein, jede auf ihre Art, aber eben doch glücklich! Jetzt, wo die Maus die richtige Frage

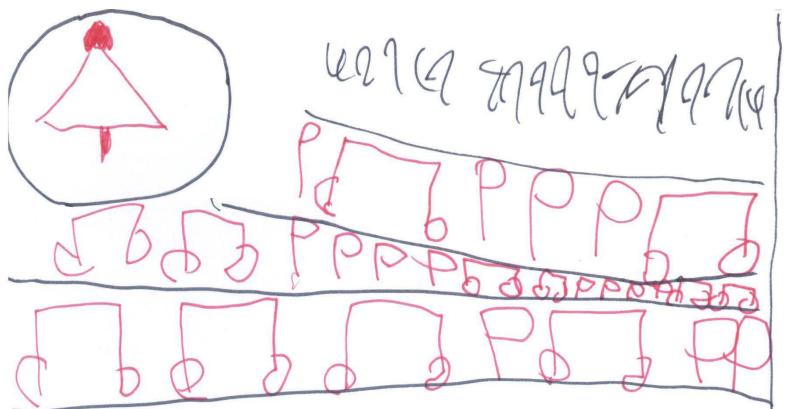
kannte, war sie sehr erleichtert und beschwinkt. Sie wollte Fragen, wie man glücklich wird!

Sie kostete die Zeit aus. Bestimmt einhundert Mal nahm sie die Feder in den nächsten Tagen in die Hand und wollte sie in die Luft blasen. Aber irgendetwas sagte ihr, dass sie sich erst wirklich sicher sein sollte, dass das die richtige Frage ist. Erst ein paar Mal darüber schlafen, immerhin war es die letzte Frage.

Die Maus wanderte weiter und kam an einen Bach, da lebte eine schöne Mäusin. Vornübergebeugt versuchte sie ihre Wäsche im Fluss zu waschen, aber es gelang nicht recht, da sie ihre Pfote nicht richtig bewegen konnte und sie ausserdem furchtbar husten musste. Während die Maus der kranken Mäusin half, erklärte die, schon seit Jahren krank zu sein, aber kein Arzt wisse, wie man ihr helfen könne.

Die Maus fragte auch hier nach Unterkunft und bekam sie. Sie half der armen Mäusin und blieb sogar ein paar Tage, was sie sonst niemals tat. Sie merkte schnell, dass sie gar keine richtige Lust mehr hatte weiter zu reisen. Erst dachte sie, dass es daran liegt, dass sie ja jetzt wisse, welche Frage sie stellen will und ausserdem war vom dicken Bauch nichts mehr übrig. Sie strotzte nur so vor Kraft und Vitalität. Aber sie merkte schnell, dass etwas ganz anderes der Grund ist. Sie hatte sich in die kranke Mäusin verliebt und die sich wohl auch in sie.

Und am dritten Morgen ging die Maus zum Bach, nahm die Feder und blies sie in die Luft. Als die Fe-



der so hoch war, dass sie über den Wolken schwebte, fragte die Maus, wie wohl der Mäusin zu helfen sei.

Die donnernde Stimme war wieder zu hören und diktierte ein langes Rezept für eine Arznei. Und sie verordnete Bewegung und frische Luft. Nachdem die Maus den Trunk genau so gebraut hatte und die Mäusin ihn getrunken hatte, fragte die Maus, ob sie Lust hatte, mit ihr durch die Welt zu wandern. Und natürlich wollte die. So nahmen sich die beiden an die Hand und wenn sie nicht angehalten haben, dann wandern sie noch heute.





Das Ge Jonathan

Olivia

 m besten stelle ich mich erst einmal selbst vor. Ich heisse Olivia Maibaum und bin neun Jahre alt.

Vor drei Wochen habe ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Gespenst gesehen und zwar ein richtiges! Einmal habe ich zwar schon gedacht, dass ich eines sehe, das war dann aber doch nur die frisch gewaschene Jacke von Frau Maier, unserer Nachbarin. Der Wind hatte sie von der Leine gerissen und die ist mir dann entgegen geflogen gekommen, als ob da ein Gespenst durch die Luft schwebt. Hab ich mich damals erschrocken! Ich bin vor Schreck vom Fahrrad gestürzt und habe mir dabei die Hose zerrissen. War das eine Aufre-

gung.

Aber das will ich hier gar nicht erzählen, die Geschichte vom richtigen Gespenst Jonathan ist viel interessanter. Dass es Jonathan heisst, habe ich erst später erfahren. Aber ich will Euch mal die Geschichte von Anfang an erzählen.

Mit einem lauten Krachen fällt die Rüstung von Ritter Odo von Gladez um. Die Weisse Frau von Burg Lauenstein kommt durch die Wand hinter der Rüstung geflogen und sieht sich den Haufen alten Blechs auf dem Boden an.

«Jonathan!», ruft sie, «Komm sofort hierher!» Mit gesenktem Kopf kommt auch Jonathan durch die Wand. Jonathan ist der Sohn der Weissen Frau, die eigentlich Otilia Brigitta Walburga Peternella von Abendberg heisst. Aber alle nennen sie die Weisse Frau und das schon seit vierhundert Jahren. Sie ist nämlich ein Gespenst und die Mama von Jonathan, der natürlich auch eines ist.

«Was soll ich nur mit Dir machen?», seufzt die Mama. Andauernd wirft Jonathan etwas um. Er passt einfach nicht auf, wenn er zu schnell durch die Wände geflogen kommt und nicht merkt, dass in dem Raum zum Beispiel eine Vase oder ein Kleiderständer steht. Gespenster können nämlich nur durch Wände fliegen, durch andere Sachen nicht.

«Durch Wände kannst du geh'n, anderes bleibt steh'n.» Schon mit 97 Jahren musste Jonathan diesen Spruch

auswendig können, aber wirklich merken kann er ihn sich noch immer nicht.

Und Jonathan war obendrein ein besonders schreckhaftes Gespenst. Wenn er glaubt, dass Menschen in der Nähe sind, nimmt er Reissaus und saust durch Burg Lauenstein, um sich zu verstecken. Besonders vor Kindern hat er furchtbare Angst. Die sind immer laut und frech und ärgern sich gegenseitig und ganz bestimmt auch ihn – glaubt er jedenfalls.

Olivia

Burg Lauenstein ist eine alte Burg, die hier und da schon auseinander fällt. Sie liegt auf einem Hügel, gleich bei unserem Dorf. Lange Zeit hat niemand dort gewohnt und alle Türen waren fest verschlossen. Seit ein paar Wochen kommen aber immer wieder Handwerker, Architekten und Bauleute und sehen sich da um. Burg Lauenstein soll nämlich *reno-viert* werden. Mal ehrlich, wie das Wort schon klingt. Die Burg soll ein Museum werden, in dem man so alles Mögliche ansehen kann, zum Beispiel wie die Ritter früher gelebt haben. Eine Sammlung alter Münzen soll auch kommen, da kann ich mir nichts Langweiligeres vorstellen.

Und mein Vater soll dort im Museum arbeiten. Er wird dann die Eintrittskarten verkaufen und auch sonst nach dem Rechten sehen, hat er mir erzählt.

Darauf freue ich mich dann aber doch sehr. Wer hat schon einen Vater, der in einer Burg arbeitet? Und ich darf ihn dann immer besuchen kommen, das ist schon fest versprochen.

«Du weisst ganz genau, dass wir als Gespenster immer ganz leise sein müssen. Die Menschen haben schreckliche Angst vor uns, deswegen verstecken wir uns ja in alten Burgen und Schlössern. Aber wenn Du so einen Radau machst, ist es mit dem Versteck bald vorbei.» Jonathan ist beleidigt. Meckern, meckern, meckern. Seit Tagen hat seine Mama schlechte Laune. Wahrscheinlich hat das etwas mit den Menschen zu tun, die jeden Tag kommen und einmal hier etwas umräumen und dann dort etwas ausmessen. Und die tragen alle alberne gelbe Helme. Da haben die Ritter schon wesentlich schicker ausgesehen, denkt Jonathan.

Er beschliesst der Sache auf den Grund zu gehen und sich die Menschen einmal genauer anzusehen. Dazu braucht er aber eine gute Idee, die dürfen ihn keinesfalls sehen. Er schwebt ein bisschen durch die Burg und probiert es in einer Lampe, aber wenn die angemacht wird, wird es ihm bestimmt zu heiss. Vielleicht in einer Rüstung? Gerade als er probeweise aus dem Helm heraus guckt, muss er so kräftig niesen, dass die Rüstung laut klappert. Viel zu unsicher, entscheidet er. Dann eben in die alte Truhe. Durch die Löcher, die die Holzwürmer in die Truhe gefressen haben, kann



er wenigstens alles hören. So wird es gemacht. Es wird auch schon langsam Tag und bestimmt kommen die Menschen bald.

Olivia

Gespenster müsst ihr wissen, sind ganz besondere Wesen. Eigentlich sind sie völlig harmlos, aber irgendwann ist einmal jemand auf die Idee gekommen, dass sie vielleicht gefährlich sein könnten, wenn sie ja immer durch alle Wände fliegen können. Und da haben die Menschen angefangen, sich vor ihnen zu fürchten und sie zu vertreiben. Eigentlich haben aber die Gespenster viel mehr Angst vor Menschen. Sie können Menschen eigentlich gar nichts tun, ausser sie einmal kräftig zu erschrecken, was sie hin und wieder auch gerne machen. Aber weil sie von den Menschen verfolgt werden, haben sie angefangen, nur noch in Häusern zu wohnen, in denen keine Menschen mehr wohnen. Und das sind eben meistens alte Burgen und Schlösser.

Solche Häuser haben nämlich auch noch einen weiteren grossen Vorteil. Wisst ihr nämlich was Gespenster essen? Staub! Der weisse Staub, der sich auf Dingen absetzt, wenn man nicht putzt. Und weil in verlassenen Burgen niemand putzt, ist es für Gespenster wie im Schlaraffenland. Ich

glaube, weil sie nur Staub essen, sind sie auch so weiss.

Aber Burgen haben auch einen grossen Nachteil. Sie sind ungemütlich und kosten viel Geld, wenn zum Beispiel einmal das Dach repariert werden muss. In einigen gibt es ein Restaurant oder ein Museum, aber so viele Restaurants und Museen wie es Burgen gibt, braucht kein Mensch. Die, die übrig geblieben sind, hat man einfach nicht mehr repariert und sie sind zerfallen. Das ist auch schlimm für die Gespenster die darin leben. Sie haben eigentlich nur eine Chance. Es muss jemand kommen und ihre Geschichte aufschreiben. Dann können die Gespenster für immer in der Geschichte weiter leben. Tja, aber dafür müssen sie erst einmal jemanden finden, der das macht.

Heute darf Olivia ihren Vater zur Burg begleiten. Die Bürgermeisterin wird da sein und noch ein paar andere Leute, die sie nicht kennt. Ihr Vater ist etwas aufgeregt, da heute entschieden wird, wie es mit Burg Lauenstein und damit mit seiner Arbeit weiter gehen wird. Wie immer schütteln sich alle Erwachsenen die Hände und tätscheln Olivias Kopf, bevor endlich die schwere Tür zur Burg aufgeschlossen wird und alle hinein dürfen. Die Augen müssen sich erst an das dämmerige Licht gewöhnen. Draussen scheint die Sonne, aber hier kommt sie nicht wirklich rein.

Die Erwachsenen bleiben stehen und fangen an Din-

ge zu diskutieren, die Olivia nicht so genau versteht.

«Herr Maibaum, ihre erste Aufgabe wird wohl sein, hier einmal richtig aufzuräumen und den ganzen Staub und Dreck zu entfernen. Dann kommen Frau Doktor Hampel und Herr Doktor Wagner von der Universität und gemeinsam werden Sie eine Liste all der Sachen erstellen, die es hier gibt.» hört Olivia die Bürgermeisterin zu Ihrem Vater sagen, dann ist es ihr schon zu langweilig und sie fängt an, sich selbst etwas umzusehen.

All die Rittersachen mag sie nicht, das merkt sie schnell. Schwerter sind dafür da gewesen, andere umzubringen, die findet sie blöd. Und als sie die Rüstungen sieht, überlegt sie, ob es nicht schrecklich unbequem gewesen sein muss, so ein Ding anzuhaben.

Eine Maus läuft direkt auf sie zu. Die scheint gar keine Angst zu haben. Olivia lacht und sagt:

«Du bist viel mutiger als die Ritter in ihren Blechrüstungen.» So mutig ist die Maus aber doch nicht und verschwindet im Dunkeln. Olivia versucht hinterher zu rennen, aber plötzlich fällt ihr Blick auf eine grosse, schwere Truhe. Ihre Augen glänzen. So eine hat sie schon einmal in ihrem Buch mit Piratengeschichten gesehen. Da war dann ein unglaublicher Schatz in der Truhe. Ob hier wohl auch einer drinnen ist? Sie versucht den schweren Deckel hochzuheben, aber das klappt nicht. Viel zu schwer.

Herr Wagner, der später ihrem Vater helfen soll, kann sofort erraten, was sie da macht.



«Na, suchst Du Schätze?», will er wissen. Olivia fühlt sich ertappt und weiss nicht, was sie sagen soll. Aber Herr Wagner lächelt, er scheint also nicht böse zu sein. Erwachsene sind ja schnell mal böse, wenn Kinder nicht genau das machen, was man ihnen gesagt hat. Olivia hat noch nicht ganz genau durchschaut, was man jetzt darf und was nicht und schon gar nicht, wenn es darum geht, Schätze in alten Burgen zu suchen.

«Warte, ich helfe Dir.» sagt er. Nett, denkt Olivia. Zusammen versuchen sie den Deckel zu heben, aber wieder klappt es nicht. Herr Wagner fängt an das Schloss zu untersuchen und runzelt die Stirn.

«Also verschlossen ist die Truhe nicht. Die klemmt, das kann bei so alten Truhen schon mal vorkommen.» Später kommen noch die Bürgermeisterin und andere Erwachsene hinzu und versuchen die Truhe zu öffnen, aber alle scheitern. Herr Wagner entscheidet, dass die Truhe als erstes aus der Burg geschafft werden soll und zwar direkt in die Werkstatt zu den Maibaums, damit er sie untersuchen kann.

«Vielleicht ist ja wirklich ein Schatz darin versteckt. Übermorgen komme ich und dann sehen wir uns das gemeinsam an.», sagt er und zwinkert Olivia zu.

Was keiner der Anwesenden ahnt, ist, dass die Truhe keineswegs klemmt. Und ein Schatz befindet sich auch nicht darin, sondern das kleine und sehr verängstigte Gespenst Jonathan. Der weiss vor lauter Angst gar nicht, was er machen soll, und hält den Deckel so fest



zu wie er kann. Als Herr Maibaum und Herr Wagner die Truhe unter Schnaufen und Prusten hoch heben und auf ein Auto verladen, wird er fast ohnmächtig vor Angst. Was werden die wohl mit ihm machen?

Beim Abendessen ist Vater Maibaum sehr aufgeregt und erzählt seiner Frau in allen kleinen Details, was wer gesagt hat und wie wer dabei geguckt hat. Das ist schon an normalen Tagen furchtbar langweilig für Olivia, aber heute ganz besonders. Erstens ist sie dabei gewesen und weiss das alles schon und zweitens will sie doch unbedingt nochmals in die Werkstatt und sich die Truhe ansehen.

Sie hat nämlich in ihrem Piratenbuch nachgesehen. Da haben sie die Schatztruhe auch erst nicht auf bekommen, es dann aber mit einer Eisenstange geschafft. Wie genau weiss Olivia auch nicht, aber sie will es unbedingt noch heute versuchen. Als sie endlich vom Tisch aufstehen darf, rennt sie sofort in die Werkstatt. Sie nimmt ein langes Rohr, das in der Werkstatt an der Wand steht und nähert sich der Truhe.

Das ist genau der Augenblick, als Jonathan es nicht mehr aushält und den Deckel vorsichtig öffnet, um mal einen Blick ins Freie zu werfen. Er blickt durch den sich öffnenden Spalt und sieht, wie ausgerechnet ein Kind, eines dieser gefährlichen Schreihälse, mit einer Stange bewaffnet auf ihn zu kommt. Das ist zu viel für ihn. Er schreit wie er noch nie im Leben geschrien hat.



Olivia

Ihr könnt euch vorstellen, dass es mir nicht viel anders erging als Jonathan. Als sich plötzlich der Deckel wie von alleine öffnete und ein echtes Gespenst zu sehen war, das auch noch angefangen hat zu schreien wie verrückt, habe ich vor Schreck die Stange fallen lassen. Das hat einen so lauten Knall gegeben, dass sofort Papa in die Werkstatt gestürzt gekommen ist, und wissen wollte, was los ist. Ohne meine Antwort abzuwarten hat er gleich geschimpft und gemeint, die Kiste dürfe ich nicht anfassen, die sei alt und *wissenschaftlich wertvoll*, wie er das mit wichtiger Mine genannt hat. Da dürfe nichts kaputt gehen, nicht einmal ein kleiner Kratzer sei erlaubt. Dabei ist die Kiste doch uralt und schon von alleine ganz wurmstichig.

Verstanden habe ich das nicht. Aber ich musste sofort ins Bett. Da habe ich es natürlich nicht ausgehalten. Als Mama und Papa endlich wie jeden Abend vor dem Fernseher eingeschlafen waren, bin ich sofort wieder in die Werkstatt geschlichen. Zweimal tief Luft holen musste ich schon. Immerhin war ja ein Gespenst in der Werkstatt. Ich habe all meinen Mut zusammen genommen und habe die Tür geöffnet. Jonathan sass zitternd in der Ecke, weswegen ich plötzlich keine Angst mehr hatte.

Olivia geht langsam auf das Gespenst zu.



«Ich heisse Olivia und wer bist Du?» fragt sie. Jonathan bekommt kein Wort heraus, merkt aber auch schnell, dass das Mädchen wohl doch nicht so gefährlich ist, wie er erst dachte. Erst sagt er nur seinen Namen, aber dann sprudelt es aus ihm heraus. Dass er ein Gespenst sei, erzählt er – als ob Olivia das noch nicht gemerkt hätte – und dass er auf Burg Lauenstein wohne, seine Mutter die Weisse Frau sei, dass er Angst vor Kindern habe, aber eigentlich noch nie eines kennengelernt hat und noch ein paar andere Dinge mehr.

Olivia will natürlich auch gleich vieles wissen. Wie es ist, ein Gespenst zu sein und ob man als Gespenst zum Beispiel zaubern kann. Kann man allerdings nicht. Na ja, nicht wirklich zaubern, aber immerhin durch Wände gehen und das beeindruckt Olivia dann natürlich sehr. Immer wieder muss Jonathan durch die Werkstatt fliegen, durch die eine Wand raus durch die andere wieder rein, mal nur mit dem Kopf aus der Wand gucken und Grimassen schneiden.

«Ich habe Hunger, willst Du auch was?», ruft Olivia und ohne eine Antwort abzuwarten saust sie in die Küche. Als sie am Wohnzimmer vorbei muss, zieht sie ihre Schuhe aus, damit es keinen Ton gibt und sie nicht Mama und Papa weckt. Mit Schokoriegeln in der Hand kommt sie zurück. Jonathan stutzt und meint, dass er als Gespenst natürlich nur alten Staub zum Essen mag und Schokoriegel ganz unter seiner Würde seien. Olivia ist zwar verblüfft, aber dann bleibt eben mehr für sie übrig. Und Staub gibt es in der Werkstatt mehr als

zehn Gespenster in einem Jahr schaffen würden.

«Was haben eigentlich die vielen Leute heute bei uns in der Burg gemacht?», will Jonathan schmatzend wissen.

«Die haben sich angesehen, wie die Burg neu umgebaut werden soll. In ein Museum. Und mein Vater hilft auch mit und muss als erstes putzen. Schon in einer Woche geht es los.», weiss Olivia. Jonathan muss sich vor Schreck fast verschlucken.

«Aber dann haben wir ja gar nichts mehr zum Essen. Und wo sollen wir dann wohnen?», ruft er aufgeregt. «Dass muss ich sofort Mama erzählen.» Und schon fliegt er los.

«Aber komm mich doch mal wieder besuchen!», kann Olivia ihm gerade noch hinterher rufen.

Schon am nächsten Tag kommt Jonathan zurück. Und mit ihm seine Mutter, die Weisse Frau. Es war schon dunkel und Olivia wollte sich gerade hinlegen, als es am Fenster klopft. Sie dachte sich zwar schon, wer das sein könnte, aber zur Sicherheit nimmt sie ihren Teddy als Beschützer unter dem Arm mit. Sie bekommt dann doch einen Schrecken, als sie die Weisse Frau sieht. So ein ausgewachsenes Gespenst ist dann schon noch etwas anderes, als ein Kindergespenst. Olivia muss nochmals genau erzählen, was sie auf der Burg mitbekommen hat, als die Bürgermeisterin gerdet hat.

Die Weisse Frau hört sich das alles an und fragt hier und da nochmals nach und sagt dann:



«Da hilft alles nichts.», und streichelt dabei Jonathan über den Kopf, «Wir müssen umziehen.» Aber wohin? Keiner der Drei kennt eine leer stehende Burg. Olivia schaltet den Computer an und sucht im Internet.

«Nein, nichts.», sagt sie. Die einzige leere Burg, die sie finden kann, ist eine Ruine, aber die ist schon sehr zerfallen. Von der stehen nur noch ein paar Mauerreste. Alle seufzen. Aber die Weisse Frau ist schon ein altes Gespenst und weiss einen Rat.

Olivia

Und der Rat der Weissen Frau war, dass auch sie beide das machen müssen, was schon so viele Ge-spenster vor ihnen getan haben. Sie müssen nicht in eine andere Burg umziehen, sondern zu einer Geschichte werden. Über die weisse Frau gibt es schon viele Geschichten. Aber über Jonathan bisher noch keine einzige. Und deswegen bin ich von den beiden gebeten worden, die Geschichte aufzuschreiben, wie ich Jonathan kennen gelernt habe. Und das habe ich ja jetzt getan. Jonathan wohnt hier in dieser Geschichte, die ich euch gerade erzählt habe.

Aber Vorsicht! Jeden, der die Geschichte hört, kommt Jonathan mindestens einmal besuchen. Er ist aber immer noch sehr ängstlich. Er versteckt

sich dann irgendwo bei euch. Und wenn ihr es schon bald mal irgendwo klappern hört und ihr wisst nicht warum, dann war das bestimmt Jonathan. Und wenn mal ein Spielzeug von euch fehlt, dürft ihr auch nicht böse sein. Das hat sich dann Jonathan geborgt. Immer in derselben Geschichte zu wohnen, ist ja auch etwas langweilig. Aber er hat mir ganz fest versprochen, dass er euch euer Spielzeug schon bald zurückbringt. Aber seid so nett und putzt nicht immer so fest! Wenn Jonathan kommt, freut er sich immer, hier und da mal ein bisschen Staub naschen zu können.





Die Papageieninsel

Noch bevor die Sonne aufgegangen war, wurde Winnimon vom Smutje geweckt. Winnimon war der Schiffsjunge der Drachenblume, einem Piratenschiff, das alle sieben Meere befuhrt. Natürlich wehte auf dem Schiff, die Jolly Roger, die berühmte Piratenfahne, aber das war mehr zur Abschreckung. So richtige Piraten waren sie hier nicht auf der Drachenblume. Schatzsucher wäre wohl die bessre Berufsbezeichnung gewesen, aber da durfte man nicht kleinlich sein. Die Piraten waren sehr schnell beleidigt.

Bisher hatte Winnimon nur langweilige Aufgaben erledigen dürfen: das Deck schrubben, Kartoffeln schälen und die Regenwürmer füttern, die zum Angeln benötigt wurden, falls der Smutje Fisch kochen wollte. Der Smutje ist der Koch auf einem Schiff und war ein guter Freund von Winnimon, aber eben auch sein Chef. Schon lange hatte er ihm versprochen, auch einmal etwas Spannendes machen zu dürfen. Und da der Kapitän in der Nacht zuvor seinen 53-ein-Drittelsten Geburtstag gefeiert hatte, waren die anderen Piraten

nicht so Recht in der Lage, auf Schatzsuche zu gehen. Da musste eben Winnimon ran, denn der war noch zu jung und daher zu vernünftig, um Geburtstage so zu feiern, wie das erwachsene Piraten machen.

Die Schatzsuche, von der die Piraten lebten, war eine eher leichte Aufgabe. Jedenfalls viel weniger anstrengend, als andere Schiffe zu überfallen, wie das Piraten normalerweise machen. Erst muss man herausbekommen, wo ein Schatz zu finden ist, dann dort hin segeln, dann ausgraben, fertig. Schwierig war daran nichts, ausser dass man genügend gültige Schatzkarten vorrätig haben musste, aber das war auf der Drachenblume kein Problem, der Kapitän hatte die geerbt. Segeln machte sowieso allen Spass. Das Mühsamste an der ganzen Aufgabe war daher den Schatz zu bergen, aber da Schätze meist auf einsamen Inseln wohnen, genügte es, wenn jeweils einer der Piraten los zog und die Arbeit erledigte.

Eigentlich war der Smutje jetzt an der Reihe aber der hatte noch so fürchterliche Kopfschmerzen von letzter Nacht, dass er lieber Winnimon los schickte, als selber zu gehen.



«Winnimon, aufwachen. Du gehst heute auf Schatzsuche.» Winnimon war wie elektrisiert. Noch ehe der Smutje sich einmal richtig umgedreht hatte, war Winnimon aus seiner Koje gesprungen und stand angezo-

gen da. Auf so einen Auftrag hatte er sich schon lange gefreut!

«Leise, die anderen schlafen noch. Hier ist ein Sack mit deinem Proviant. Du nimmst jetzt das Beiboot und ruderst zu der kleinen Insel da vorne. Auf der Insel ist ein Berg und in dem Berg eine Höhle und in der Höhle der Schatz. Du gehst voraus und suchst den Schatz, wir anderen kommen später hinterher und helfen dir beim Transport. Das ist auch nicht weiter gefährlich, die Insel ist unbewohnt, so steht es hier auf der Karte.»

So ruderte Winnimon durch die Dunkelheit, immer ein Schlag nach dem anderen. Nur gut, dass Vollmond war. Nach einer Stunde war er bei der Insel, die Sonne war mittlerweile auch aufgegangen und wärmte schon recht angenehm. Also nochmals schnell ins Meer gesprungen, denn der Weg schien lang zu werden und hoch war der Berg auch. Ausserdem war die Insel stark bewaldet und Winnimon war erfahren genug, um zu wissen, dass man sich in einem so dichten Wald nur orientieren kann, wenn man ungefähr ahnt, wo die Sonne steht. Und das klappt erst, wenn sie hoch genug steht und das tat sie noch nicht.

Also rein ins Wasser und ein wenig von den Wellen treiben lassen. Gerade als Winnimon wieder mit dem Kopf aus dem Wasser guckte, hörte er eine krächzende Stimme.

«Besuch, Besuch, Besuch, wir haben Besuch.», und sofort wiederholte ein grosser Chor von genauso krächzenden Stimmen, «Besuch, Besuch, Besuch, Besuch.»



Winnimon verhielt sich ganz still und sah sich um. Kein Mensch war zu sehen, lediglich ein paar bunte Vögel sassen auf den Bäumen. Wo hatten sich wohl die vielen Menschen versteckt, die da gerade noch gerufen hatten? Vorsichtig kam Winnimon aus dem Wasser und schlüpfte in seine Kleider. Nicht vorzustellen, dass er nackt war, wenn hier gleich ein paar Dutzend Leute angelaufen kamen.

«Was will er wohl? Was will er wohl?», hörte er die Stimmen wieder. Aber sehen konnte er noch immer niemanden. Der Wald, der gleich hinter dem Strand begann, war dicht, da konnte man sich gut verstecken. Er nahm seinen Mut zusammen und rief laut: «Ich bin Winnimon, Pirat auf der Drachenblume. Wer seid ihr? Zeigt euch ihr Feiglinge!»

Und der Chor antwortete: «Er sieht uns nicht, er sieht uns nicht.»

Da begriff Winnimon, wer da gerufen hatte. Die Papageien! Natürlich, davon hatte er gehört, dass Papageien sprechen können. Aber sicher war er sich nicht. Das beste wäre es wohl gewesen zu warten, bis die anderen Piraten vom Schiff kamen, dann könnte man gemeinsam nachsehen. Aber das wäre natürlich sehr peinlich gewesen. Die anderen Piraten hätten Winnimon wochenlang geärgert, wenn er vor ein paar Papageien Angst gehabt hätte.

Da kam ihm eine Idee. Er öffnete den Sack mit dem Brot, den er vom Smutje bekommen hatte, brach etwas Brot ab und verstreute es am Strand. Dann setzte er





sich daneben und wartete. Es dauerte auch nicht lange, da kamen die ersten Papageien angeflogen. Herrlich bunt glitzerten ihre Federn in der Morgensonne.

Der erste mutige Papagei landete ganz in seiner Nähe. Er neigte den Kopf zur Seite und kam langsam immer näher gehüpft. Er schnappte sich ein Stück vom Brot und sprang wieder zurück. Von dem Beispiel ermutigt kamen noch mehr Papageien und knabberten Brot.

«Ich bin hier, weil ich einen Schatz suche», begann Winnimon zu sprechen, als er merkte, dass sich die Papageien hier sicher fühlten.

«Einen Schatz sucht er, einen Schatz.» Winnimon begann es etwas zu nerven, dass die Papageien immer alles doppelt sagen mussten.

«Aber wir verraten nicht, wo die leckersten Früchte wachsen, verraten wir nicht.» Winnimon musste lachen. Papageien halten natürlich ganz andere Dinge für einen Schatz als Menschen.

«Nein, ich will euch nicht eure Früchte wegnehmen. Ich suche einen Schatz aus Gold und Edelsteinen. Er muss in einer Höhle in einem Berg hier auf eurer Insel sein.»



Nachdem Winnimon versprechen musste, dass er tatsächlich keine Früchte wollte, willigten die Papageien ein, ihm den Weg zu zeigen. Das war erst etwas

mühsam, denn wenn Papageien etwas versprechen, rupfen sie sich dazu eine Feder aus, als Zeichen, dass sie es wirklich ernst meinen. Federn wuchsen aber Winnimon genau so viele wie anderen Menschen auch, nämlich keine. Der Vorschlag, ersatzweise ein Haar zu geben, wurde von den Papageien abgelehnt, denn die Haare der Menschen und das Fell bei Tieren gilt unter allen Vögeln als furchtbar hässlich, womit sie wohl auch Recht haben, wenn man bedenkt, wie schön doch Federn sein können. Zum Glück fanden sie aber die letzten Reste aus dem Essenssack ebenso überzeugend wie eine Feder.

Die Papageien flogen also voraus und Winnimon lief hinterher. Erst fand er es lustig, dass die Papageien ein Lied nach dem anderen zu singen wussten, aber irgendwann bekam er von den krächzenden Stimmen Kopfschmerzen. Es wäre natürlich sehr unhöflich gewesen, die Vögel zu bitten aufzuhören.

Die Papageien kennengelernt zu haben, stellte sich für Winnimon als praktisch heraus. Er hatte zwar jetzt selbst nichts mehr zum Essen und ihm knurrte der Magen, dafür wäre er aber ohne die Papageien viel weniger schnell durch den Wald gekommen. Die kamen sich hier einfach besser aus. Und wenn selbst sie nicht mehr weiter wussten, brauchten sie nur über die Baumwipfel zu fliegen und konnten nachsehen, in welche Richtung der Berg lag.

Gegen Mittag erreichten sie den Fuss des Berges. Die Papageien begleiteten ihn noch ein Stück, meinten

aber, dass Papageien niemals auf Berge fliegen würden und dass er ab hier alleine weiter müsse. Papageien gehören in den Urwald, da wo die bunten Blüten sind und die Schmetterlinge fliegen. Triste Berge aus Stein und Geröll seien unter ihrer Würde, belehrten sie Winnimon.

Aber er müsse immer nur in Richtung Bergspitze weiter, dann käme er an die Höhle in der der Schatz sein müsse, sie hätten das jedenfalls so von den Adlern gehört, die hier lebten. Verachtung lag in den Stimmen der Papageien, wenn sie von den Adlern sprachen, was daran lag, dass deren Federn nur braun und weiss seien, sie also eher zu den hässlichen Vögeln gehörten. Papageien sind sehr eitel, merkte Winnimon. Zum Abschied bekam er noch eine besonders schöne rote Feder geschenkt, die er sich an den Hut stecken konnte.

«Für den Fall, dass du Mal wieder etwas versprechen musst, versprechen musst.» erklärten sie und verabschiedeten sich von ihm.



Der Aufstieg war zwar anstrengend, machte aber vor allem auch Spass. Winnimon kletterte nämlich sehr gerne. So dauerte es auch nicht lange, bis er tatsächlich den Eingang einer Höhle gefunden hatte. In der Ferne konnte Winnimon sein Schiff die Drachenblume sehen. Die ersten Boote der anderen Piraten waren bereits unterwegs zur Insel.

Winnimon ging in die Höhle und wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Überall hingen Spinnweben an den Wänden und an der Decke schliefen Fledermäuse, den Kopf nach unten, wie die das so machen. Tagsüber schlafen und nur nachts wach zu sein, wäre nichts für mich, dachte Winnimon. Ein bisschen unheimlich war ihm jetzt schon zu Mute. Eigentlich hatte er keine Angst vor Spinnen, aber diese Spinnweben hier waren *sehr* gross und *sehr* dick. Aber als Pirat hat man keine Angst zu haben, das gehört zur Berufsehre dazu. Also ging Winnimon immer tiefer und tiefer in die Höhle, bis er plötzlich ganz zweifelsfrei ein Schnarchen hörte. Noch jemand, der am Tag schläft.

Winnimon hielt die Luft an, um sich blass nicht durch das kleinste Geräusch zu verraten. Langsam ging er weiter nach vorne. Er musste erst ein grosses Spinnennetz, das vom Boden bis zur Decke der Höhle reichte, kaputt machen, um zu erkennen, wer da so schnarchte. Zwei Dinge konnte Winnimon im Halbdunkel erkennen: die Schatztruhe, aber leider auch einen riesigen Höhlenbär, der es sich ausgerechnet auf der Truhe gemütlich gemacht hatte.

Und dann noch etwas drittes. Die Spinne, deren Netz er gerade kaputt gemacht hatte, sass auf seinem Arm und krabbelte an ihm hoch. Das Tier war mindestens so gross wie die Hand des Smutje und sie hatte Haare am ganzen Körper. Winnimon musste allen Mut zusammen nehmen, um nicht laut zu schreien und den



Bären zu wecken. So eine Spinne ist möglicherweise gefährlich, der Bär aber ganz sicher.

Die Spinne krabbelte immer höher und höher an ihm. Bald würde sie sein Gesicht erreichen und dann war es ausgeschlossen, dass Winnimon leise bleiben konnte. Er hatte jetzt vor Angst Schweißperlen auf der Stirn. Was, wenn die Spinne wirklich gifig war? Sollte er versuchen, sie abzuwischen? Dann würde die vielleicht denken, er will sie angreifen und würde zubeissen. Also pustete er die Spinne so kräftig an wie er konnte. Die hielt auch tatsächlich an. Winnimon pustete so fest er konnte, ohne dass das Krach macht. Endlich liess sich die Spinne an einem Faden zu Boden und lief davon.

Winnimon fühlte sich, als hätte er seit Stunden einen schweren Rucksack tragen müssen und diesen jetzt absetzen dürfen, so erleichtert war er. Aber was sollte er jetzt mit dem Bären machen? Anblasen würde bei dem ganz sicher nicht genügen. Also erst einmal wieder raus und an die frische Luft. Die hilft beim Nachdenken. Der Trick funktioniert bei allen Menschen, aber ganz besonders bei Seeleuten.

Die frische Luft musste auch nicht lange wirken, da kam Winnimon auf eine List. Aber zuerst musste er wieder den Berg runter und eine Liane holen und dann wieder hoch. Vom vielen Klettern hatte er ganz weiche Knie. Jetzt wäre es wirklich an der Zeit gewesen, etwas zu Essen, dachte er so, er hätte nicht alles den Papageien geben dürfen. Winnimon setzte seinen Hut ab

und band die Liane daran. Das andere Ende der Schnur knüpfte er an einen grossen Stein, der direkt vor dem Eingang zur Höhle lag.

Jetzt konnte es los gehen, jetzt kam der gefährliche Teil des Plans, jetzt musste alles klappen! Zurück beim schlafenden Bären nahm Winnimon die Feder, kitzelte diesen an der Nase und legte ihm den Hut direkt auf das Gesicht, so dass er nichts sehen konnte, wenn er die Augen aufschlug.

Der Bär erwachte, merkte dass er etwas im Gesicht hatte und fing an zu brüllen und nach dem frechen Hut mit der Tatze zu schlagen. Diesen Augenblick nutzte Winnimon, um aus der Höhle zu rennen und gegen den Stein mit der Schnur zu treten. Sich selbst versteckte er neben dem Eingang der Höhle. Der Stein fing an den Berg hinab zu kullern und riss den angebundenen Hut hinter sich her. Der Bär jagte dem Hut nach, rannte aus der Höhle und den Abhang hinab. Unten angekommen merkte er, dass der Hut wohl keine Gefahr war. Sicherheitshalber biss er noch einmal kräftig hinein. Er reckte sich noch halb verschlafen und wo er einmal munter war, konnte er gleich etwas zu fressen suchen. So trottete er davon.

Winnimons Plan war aufgegangen. Der Bär war weg. Mit ganzer Kraft zog er die Kiste aus der Höhle, setzte sich oben darauf und sauste mit ihr den Berg hinab, bis fast zum Strand. Die anderen Piraten waren inzwischen auch gelandet und ärgerten sich mit den Papageien herum, die sofort angefangen hatten die Pi-

ratent wüst zu beschimpfen und diese schimpften zurück, wie es eben auch zur Piratenehre gehört. So hatten sie scheinbar schon den ganzen Morgen zusammen gezankt, als Winnimon eintraf.

Als sie sahen, dass Winnimon den Schatz sogar schon geholt hatte, brachen alle in Jubel aus. Wenn ein Schatz geborgen wurde, wird ein Fest gefeiert, das ist mindestens ein so bedeutender Anlass, wie der 53-ein-Drittelse Geburtstag des Kapitäns. Ein grosses Feuer wurde angezündet und die leckersten Sachen gebraten. Die Papageien waren auch nicht kleinlich und brachten als Austausch gegen Brot die saftigsten Früchte der Insel.

Lieder wurden gesungen, wobei Winnimon feststellte, dass Piraten noch scheusslicheren Stimmen haben, als Papageien, aber das macht ja eigentlich nichts. Hauptsache, alle hatten Spass.



Vor lauter feiern vergessen die Piraten die Schatztruhe, wenigstens für diesen Abend. Feiern ist das wichtigste für einen Piraten, da hilft auch kein Schatz. Die Feier dauerte den ganzen restlichen Tag und die ganze Nacht. Als Winnimon am Morgen erwachte, sassen die letzten Piraten noch am Strand und sangen, bis auch sie einschliefen.

Eigentlich wird so eine frisch gefundene Schatztruhe feierlich gemeinsam von allen Piraten geöffnet, aber

die Neugier liess Winnimon keine Wahl. Er musste sie einfach öffnen. Also nahm er ein Schwert eines schlafenden Piraten und hebelte die Schatztruhe auf.

«Unglaublich!», rief Winnimon. Damit hätte er nicht gerechnet! Er hätte mit Gold und Edelsteinen gerechnet, aber nicht mit so etwas Schönem! Aber was das in dieser Schatztruhe war, das wird nicht verraten, Piraten sind da noch geheimniskrämerischer als Schweizer.





Der weisse Adler

Ja, Johann war eitel. Ihr werdet sagen, dass das nicht gerade vorbildlich ist, aber so ganz unrecht hatte er nicht. Schön war er schon, der Johann. Denn Johann war der einzige weisse Adler weit und breit. Die anderen waren braun oder grau, wie Adler eben so sind. Auch schön, aber nicht so speziell wie Johann und oft ist es ja gerade das Spezielle, was wir als besonders schön oder manchmal auch als besonders hässlich empfinden. Und die anderen Adler mussten zugeben, dass das besonders reine Weiss seiner Federn tatsächlich sehr schön war. Und so nahm es Johann niemand übel, dass er so eitel war.

Johann tat das aber gar nicht gut. Er wurde beinah von Tag zu Tag ein bisschen eitler.

«Ha, ihr seht ja alle so schmutzig aus, mit euren braunen Federn, als ob ihr gerade in den Dreck gefallen wärt.», rief er den anderen zu. Aber auch das war schon bald unter seiner Würde. Mit nach oben geschobenem Schnabel zog er seine Kreise in der Luft. Erhaben fühlte er sich und auserwählt vom Schicksal. Mit Verachtung blickte er auf die anderen Adler herab.



Es dauerte nicht lange, da redete er sich sogar ein, der König der Adler zu sein. Und so benahm er sich auch.

Eigenartig war, dass die anderen Adler ihm glaubten. Sie dachten, weil Johann so Einzigartig aussah, müsse er wohl auch etwas besonderes sein. Und wer so besonders ist, ist sicher dazu bestimmt, der König zu sein. Also brachten sie ihm Mäuse, wenn er Hunger hatte und erfüllten ihm auch sonst alle Wünsche. Ein paar wenige Adler, die ihm besonders viele Mäuse brachten, standen in der Gunst von Johann weit oben. Sie bekam zur Belohnung von ihm eine weisse Feder geschenkt. Und weil Johann die nur selten verschenkte, waren diejenigen, die eine hatten, auch etwas besonderes und genossen bei den anderen Adlern hohes Ansehen.

So ging es einige Jahr ganz gut. Johann war der König, er hatte seine treuen Freunde und konnte regieren wie er wollte. Nicht dass er das sehr ausgenutzt hätte. Eigentlich war er nur etwas faul und liess sich gerne bedienen. Hochnäsig zog er seine Kreise am Himmel.

Ein Adler-Sprichwort sagt, dass wer hoch steigt, auch tief fällt. Das habt ihr vielleicht schon einmal gehört, bei uns Menschen gibt es das ja auch. Und so erging es auch Johann. Eines Tages kam er auf die Idee, dass ein König auch einen Thron brauche. Aber was wäre denn gut genug, ein Thron für den König der Lüfte zu sein? Die Sonne war zu heiss. Der Mond war zwar schön, aber mal war er gross und rund und dann wurde er immer schmäler. Das passte Johann gar nicht

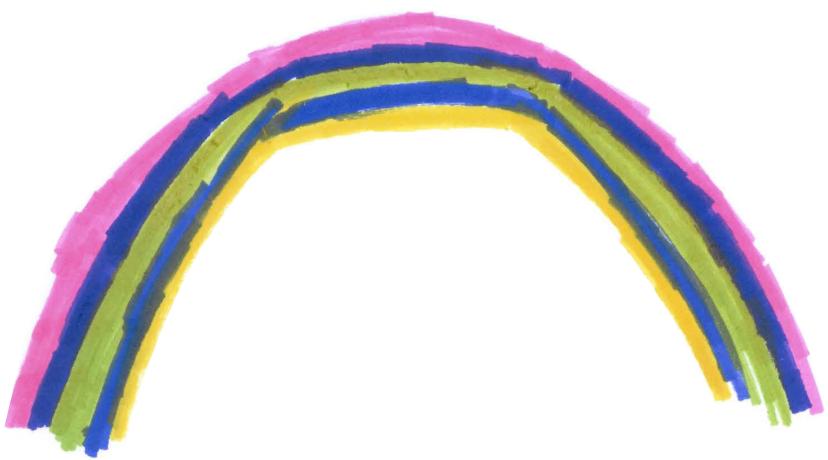
und auch das blasse Gelb gefiel ihm nicht. Als einmal jemand vorgeschlagen hatte, er möge sich doch auf eine Wolke setzen, war er beleidigt.

«Die Wolken sind für den gemeinen Adler, nicht aber für ihren König.» Und so blieb nur der Regenbogen übrig. Der war aber tatsächlich besonders gut geeignet! Die herrlich leuchtenden Farben passten wunderbar zu den weissen Federn unseres Johann.

Zufrieden mit seiner Wahl beäugte Johann den Regenbogen von allen Seiten und beschloss, dass hier sein Thron sein soll. So lud er alle Adler und auch die anderen Vögel des Himmels ein, Zeugen seiner feierlichen Thronbesteigung zu werden. Niemand traute sich die Einladung abzulehnen, immerhin war Johann ja der König. Und so putzte sich alles, was fliegen kann heraus und versammelte sich um den Regenbogen.

Johann, zufrieden so viele Bewunderer zu haben, plusterte sich nochmals gewaltig auf, flog bis an den höchsten Punkt des Regenbogens und setzte sich.

«Auf den Regenbogen setzen?», höre ich euch fragen. Da habt ihr Recht, natürlich geht das nicht. Ein Regenbogen besteht nur aus Licht und auf Licht kann man sich nicht setzen. Ihr wisst das, aber Johann wusste das nicht! Und so plumpste er direkt durch den Regenbogen durch. Alle Adler und alle Vögel fingen an zu lachen. Und das Schlimmste war, der Regebogen hatte das weisse Federkleid unseres Johann ganz verfärbt. Hier ein roter Streifen, dort violette Tupfer und dazu überall gelbe und grüne Sprengsel. So sehr Johann



auch flatterte und zappelte, die Farbe wollte nicht abgehen. Ja, wieder war Johann etwas besonderes, aber nicht mehr von der schönen Sorte.

«Hahaha, da kommt ja unser Fasnachts-Johann!», riefen die anderen Vögel, «Der sieht ja aus wie ein Clown.» Und dabei blieb es. Vorbei war die Zeit vom König Johann. Niemand brachte ihm mehr Mäuse wenn er Hunger hatte, niemand putzte sein Federkleid und bewundert wurde er auch von niemandem mehr. Seine einstigen Freunde vermeiden es, mit ihm gesehen zu werden. Die weisse Feder, die er ihnen geschenkt hatte, versteckten sie im Wald. Keiner wollte daran erinnert werden, einmal so einen bunten Vogel bedient zu haben.

Und es wurde sogar immer schlimmer für ihn. Schon riefen die ersten anderen Adler:

«Hey, Fastnachst-Johann, bring uns Mäuse, wir haben Hunger.», und fingen an, auf ihn einzupicken. Da blieb Johann nichts anderes übrig, als jetzt für die anderen Adler Mäuse zu suchen. Ein elendes Leben hatte er. Alle kommandierten ihn jetzt herum, so wie er sie einst kommandiert hatte. Das war nicht länger auszuhalten, beschloss er. Er konnte auch einfach nicht mehr. Er hatte keine Kraft mehr und es wurden zu viele Demütigungen.

Und so machte er sich auf den Weg und flog davon. Nach Norden flog er, weil ihm gerade nichts anderes einfiel. Weiter flog er und immer weiter, bloss weg von den anderen Adlern, immer höher in den Nor-



den, wo nur Schnee und Eis sind und keine anderen Adler mehr wohnen. So kam Johann in das Reich der Schneekönigin.

Als die unseren Johann sah, freute sie sich. Denn ihr müsst wissen, dass am Nordpol – und gerade da war unser Johann – alles weiss ist. Überall nur Schnee und Eis. Kein Baum, kein Strauch und schon gar keine Blume oder sonst etwas, dass nicht weiss ist. Und so freute sich die Schneekönigin sehr, als unser bunter Johann geflogen kam.

«Gute Tag, Johann», sagte sie. Und nach einem langen Blick:

«Wie schön Du bist.»

«Ach, wenn es nur wahr wäre.», seufzte Johann und erklärte:

«Es ist noch gar nicht lange her, da war ich der Schönste Adler unter der Sonne. Rein und weiss, gerade so wie der Schnee hier. Sogar König bin ich gewesen, weil ich so rein war. Aber ich wurde überheblich und hab nicht Recht getan. Ich bin faul geworden und habe mich füttern lassen. Und dann wollte ich zum König aller Vögel werden und vom Regenbogen aus regieren. Da bin ich gefallen. Meine Federn haben sich verfärbt wie ein Hemd beim Waschen und alle haben mich verstossen. So bin ich zu dir gekommen.»

Die Schneekönig verstand, dass Johann aufrichtig bereut hat und es ihm Leid tat, so überheblich gewesen zu sein. Da küsst sie ihn auf die Stirn. Ganz zart und vorsichtig. Hätte sie ihn mehr geküsst, wäre

Johann sofort erfroren, denn alles, was die Schneekönigin berührt, wird sofort zu Eis.

Ein eiskalter Schauer erfasste Johann. Noch nie hatte er so gefroren. Seine Flügel wurden steif und er konnte sich kaum bewegen. Die Federn wurden hart, als wären sie aus Glas. Ein paar brachen nur schon durch den Wind. Aber auch die Reste des Regenbogens in seinen Federn gefroren. Und sobald er sich ein bisschen erholt hatte und sich etwas besser bewegen konnte, fielen sie klirrend auf den kalten Boden.

Johann war glücklich. Er verbeugte sich zum Dank tief vor der Schneekönigin, breitete die Flügel aus und flog wieder zurück in den Süden. Dort lebte er von nun an als Adler unter Adlern. Weiss zwar und anders als die anderen, aber weder besser noch schlechter als sie.

„



Die Insel der Gro

ls die Grosse Krähe die Menschen erschuf, lebten diese in einem Dorf auf einer Insel mitten im Meer. Das Meer wimmelte von Fischen; Obst und Gemüse wuchsen prächtig und ab und an liess sich auch ein Wildschwein fangen. Das waren dann immer besondere Tage. Die Menschen zogen ihre schönsten Kleider an und trafen sich auf dem Platz des einzigen Dorfes, machten Musik und sangen, so lange das Schwein über dem Feuer bruzelte.

Die Menschen achteten die Grosse Krähe und brachten ihr jede Woche kleine Geschenke. Das waren meistens Muscheln, die die Kinder am Strand gefunden hatten oder der Zahn eines Wildschweins oder auch eine besonders schöne Blume. Dafür beschützte die Krähe die Menschen und zeigte ihnen, wie das Feld bestellt wird und Häuser gebaut werden.

Die Grosse Krähe lebte auf dem höchsten Berg der Insel und dort auf dem höchsten Baum, ganz auf der



Spitze. Von da konnte sie die ganze Insel überblicken. Wenn jemand Hilfe brauchte, kam sie geflogen und tröstete ihn. Und wenn jemand krank wurde, setzte sie sich so lange neben das Krankenbett, bis der Kranke wieder gesund war. Die Menschen liebten die Krähe dafür wie ihre Mütter.

Kanouk war einer der Dorfbewohner. Er war jung und geschickt und wurde von allen geachtet. Er konnte schneller laufen als alle anderen und interessierte sich für alles, was die Menschen damals kannten, was allerdings nicht sehr viel war. Am liebsten sass er am Strand und beobachtete die Vögel oder die Fische. Kanouk war der einzige, der wusste, wo sich die Wildschweine am Tag versteckt hielten. Aber das verriet er niemanden, denn er dachte, dass die Wildschweine alleine entscheiden sollen, wann sie gefangen werden wollten.

Einmal brach sich ein alter Mann auf der Suche nach Beeren im Wald ein Bein, als er über eine Wurzel stolperte. Kanouk hörte die Hilferufe und kam herbeigeeilt. Auch die Grosse Krähe kam und sagte, dass Kanouk nun nach Hause gehen könne. Sie werde bei dem verletzten Mann bleiben, so wie sie es immer getan hatte. Aber Kanouk hatte eine bessere Idee. Geschickt band er zwei starke Äste so zusammen, dass der alte Mann sich darauf legen und von Kanouk nach Hause gezogen werden konnte. Dort wurde er von seiner Töchtern versorgt, die ihn pflegten, bis das Bein wieder gesund war.

Die Grosse Krähe aber rief:

«Ihr Menschen, ich habe Euch immer geholfen und war für Euch da. Ich habe Euch die Dinge gegeben, die ihr zum Leben braucht. Ich bitte euch nur um dies Eine: Seid zufrieden, mit dem was ihr habt. Strebt nicht nach immer mehr und immer besseren Dingen. Das führt nur zu Neid und Hass unter Euch und auch mich werdet ihr dann nicht mehr achten und brauchen. Wenn ihr nicht die Tradition wahrt, missachtet ihr eure Ahnen und ich muss euch verlassen.»

Die Menschen senkten die Köpfe und versprachen, nichts mehr selbst erfinden zu wollen. Sie schalten Kanouk, der die Trage für den alten Mann gebaut hatte und ihn ins Dorf zurück gebracht hatte. Er aber dachte, dass es doch nicht falsch sein kann, anderen Menschen zu helfen.

Das war ihm schon oft passiert. Einmal hatte er eine Rinne gegraben, damit das Wasser von der Quelle direkt ins Dorf geleitet wurde, ein anderes Mal hatte er Palmenwedel so zusammen gebunden, dass sich Kinder in sie hinein setzen und so die Dünen damit herab rutschen konnten. Jedes Mal war die Grosse Krähe geflogen gekommen und hatte seine Erfindungen verboten. Das ärgerte Kanouk, der anfing sich zu wünschen, an einem anderen Ort zu wohnen. Überhaupt wünschte er sich nichts sehnlicher, als dass die Welt nicht nur aus der kleinen Insel bestehen würde, sondern noch mehr zu bieten hätte.

Auch wenn die Grosse Krähe ihm schon so viel ver-





boten hatte, achtete Kanouk sie jedoch wegen ihrer Weisheit und ihres Wissens. Daher beschloss er, sie um Rat zu fragen. Sollte die Welt wirklich am Strand zu Ende sein, oder wussten die Fische vielleicht, ob es noch andere Inseln gäbe. Also machte sich Kanouk auf zur Grossen Krähe. Es dauerte einen Tag und fast die ganze Nacht, bis er den Berg erklimmen hatte und den Baum der Grossen Krähe erreichte. Der Baum war riesig und sehr alt. Zwischen den Ästen sass die Krähe und beobachte Kanouk sehr genau, als er seine Frage stellte. Nach einer langen Zeit des Überlegens antwortete sie:

«Ich weiss, warum du diese Frage stellst Kanouk.» Und während die Krähe sprach, wurde der Himmel immer dunkler, der Wind legte sich und kein Vogel war mehr zu hören. Die Grossen Krähe schien riesig zu sein, als ob sie die ganze Insel überdecken konnte. Oder war Kanouk nur sehr klein geworden?

«Dich treibt es hinaus in die Welt. Was denkst du, was dich erwarten würde, wenn du andere Inseln findest? Meinst du, dass es dort anders ist als hier? Die Früchte süsser und die Fische grösser? Und zu welchem Preis? Andere werden dir folgen, das Dorf und damit unsere Tradition werden sterben. Das werde ich nicht zulassen! Ich werde dich aus der Gemeinschaft des Dorfes für immer ausstossen.»

Plötzlich sah sie wieder sehr freundlich und mütterlich aus. Die Vögel zwitscherten wieder, der Wind blies und die Sonne schien.



«Natürlich gibt es keine anderen Inseln, was denkst du nur. Von hier oben sehe ich die ganze Welt, aber ich sehe nirgends am Horizont auch nur das kleinste Zeichen von Land. Komm zu mir herauf geklettert, dann zeige ich dir die ganze Welt.» Also kletterte Kanouk auf den Baum der Grossen Krähe und blickte sich um. Nichts, gar nichts so weit das Auge reichte. Die Grosse Krähe sprach weiter:

«Wie du siehst, da ist nichts, denn da kann nichts sein, ausser dem Meer. Bis zum Ende der Welt nur Wasser. Aber ich verspreche dir, wenn du aufhörst, so viele Fragen zu stellen und die fremden Inseln vergisst, lass ich dich immer einmal im Jahr auf meinen Baum klettern. Als einzigen im Dorf. Man wird dich achten und respektieren und du sollst der Chef des Dorfes werden.»

Traurig kehrte Kanouk in sein Dorf zurück. Er hatte seinen Plan aufgegeben. Nicht weil er Chef vom Dorf werden wollte, sondern weil er wirklich nichts gesehen hatte. Die Welt ist nur eine Insel mitten im Meer. Die nächsten Wochen verbrachte Kanouk alleine in seiner Hütte und dachte über das Angebot der Grossen Krähe nach, konnte sich aber den ganzen Sommer lang nicht entscheiden. Kanouk wusste jetzt, dass es keine anderen Inseln gab und das tat ihm weh.

Wie jeden Herbst kamen auch in diesem Jahr die Stürme. Gewöhnlich waren die nicht sehr stark, nur hin und wieder wurden ein paar Palmenwedel weggeblasen, mit denen die Menschen ihre Dächer be-



deckten. Aber dieser eine Sturm war etwas schlimmer und er hielt viel länger an als sonst. Der Wind wollte für fünf Tage und fünf Nächte nicht aufhören zu blasen. Die Menschen verliessen ihre Häuser und suchten Schutz in einer Höhle. Als der Sturm sich endlich wieder gelegt hatte, kehrten sie in ihr Dorf zurück und sahen, was der Wind angerichtet hatte. Viele Dächer waren abgedeckt, aber das war nicht schlimm, das konnte schnell repariert werden.

Aber es war noch etwas anderes geschehen. Hier und da sassen kleine Tiere, wie sie die Menschen bis dahin noch nicht gesehen hatten. Und weil sie die Tiere vor allem auf trockenen Palmwedeln fanden und sie so schrecklich aussahen, nannten sie sie Heuschrecken.

«Das ist kein gutes Zeichen», riefen sie, «Wir haben bestimmt die Grosse Krähe verärgert.» So überlegten alle, was sie wohl zu bedeuten hätten, aber da die Heuschrecken nach ein paar Tagen allesamt von den Vögeln gefressen wurden, gerieten sie bald in Vergessenheit. Nur Kanouk konnte sie nicht vergessen. Ihn quälte die Frage, wo die Heuschrecken wohl hergekommen waren. Hatte sie der Wind geboren? Das konnte er sich nicht vorstellen. Alle Tiere hatten Vater und Mutter, so weit er das beobachten konnte.

Nachdem er sehr lange über die Frage nachgedacht hatte, rief er das Dorf zusammen und verkündete:

«Meine Freunde, ich habe lange überlegt, wo die Heuschrecken wohl hergekommen sind. Ich glaube, der Wind hat sie zu uns geweht, denn ihr wisst, sie



waren erst nach dem schlimmen Sturm hier. Aber aus dem Wasser kommen sie nicht, denn sie sehen aus, wie unsere Käfer, sie müssen von einer anderen Insel sein.»

Da fingen die anderen Dorfbewohner an zu lachen.

«Von einer anderen Insel?», riefen sie. «Schau dich doch um. Du selbst hast es gesehen und uns erzählt. Um uns gibt es nur noch Wasser. Die Grosse Krähe hat nur das Meer und unsere eine Insel erschaffen, dahinter kommt nichts mehr. Und jetzt lass uns in Ruhe mit deinen dummen Ideen. Du verärgerst die Grosse Krähe und dann sind wir alle verloren.»

Kanouk konnte jetzt an nichts anderes mehr denken, als an die Frage, wie er wohl über das Wasser käme. Er war sich wieder sicher, dass es irgendwo noch Land geben muss. Gewiss, er war ein guter Schwimmer, aber das Meer war viel zu gross. Da half ihm der Zufall. Als er eines Nachmittags am Strand sass, fiel gerade vor ihm eine Kokusnuss ins Wasser und trieb mit den Wellen davon. Das war die Lösung. Er musste nur etwas bauen, dass wie eine Kokusnuss schwimmt, aber gross genug, dass er darin Platz hatte!

Kanouk fing an, vieles auszuprobieren, die Leute wunderten sich immer mehr und wurden immer wütender auf ihn. Die Angst vor der Grossen Krähe war einfach zu gross. Aber Kanouk hatte keine Zeit sich um solche Sorgen zu kümmern. Er warf grosse Steine ins Wasser und bastelte riesige Schalen aus Palmenwedeln, die er auch ins Wasser setzte, bis sie unter-

gingen. Eines Tages rannte er durch das Dorf und rief schreiend

«Ich hab's, ich hab's!»

Verwundert lief das Dorf zu der Stelle am Strand, wo Kanouk in letzter Zeit gesessen und gebastelt hatte. Etwa, dass ein wenig aussah wie eine Schüssel lag mit der Öffnung nach oben im Sand. Sie war aus dem Holz der Palmen gemacht und mit dem Harz der Nadelbäume gestrichen.

«Was soll das denn sein?» fragten sie sich und kratzen sich am Kopf.

«Ich nenne es Boot,» sagte Kanouk, «Und ich werde damit über das Meer reisen!». Da wurden die Dorfbewohner zum ersten Mal richtig neugierig. Es stimmte ja, was Kanouk gesagt hatte. Irgendwo mussten die Heuschrecken hergekommen sein. Da kam die Große Krähe geflogen und rief mit donnernder Stimme:

«Ihr Menschen, ich hatte Euch gewarnt. Ihr sollt nicht Dinge bauen, die ich Euch nicht gezeigt habe. Ich weiss, dass Kanouk dieses Ding alleine gemacht hat. Deswegen will ich nur ihn bestrafen. Kanouk, Du bist ausgeschlossen aus unserer Gemeinschaft und sollst nie wieder in unser Dorf zurückkehren. Und wenn jemand von Euch Menschen auf seiner Seite ist, soll er es jetzt sagen.»

Die Menschen erschraken, senkten die Köpfe und liefen ins Dorf zurück. Kanouk blieb alleine am Strand zurück. Er ja nichts mehr zu verlieren, also nahm er seine Angel und so viele Lebensmittel, wie er finden



konnte, steckte alles in sein Boot und stiess es hinaus ins Meer. Er sprang hinein und tatsächlich: Das Boot schwamm, und er mit ihm. Noch nie im Leben war Kanouk so aufgeregt wie in diesem Augenblick. Die Strömung erfasste ihn und langsam trieb er vom Strand weg in die offene See. Wind wehte ihm durch die Haare. Die Palmen am Strand wurden aus der Ferne immer kleiner. Und so trieb Kanouk davon, um nie wieder auf seine Insel zurückzukehren.

Viele Tage lang sah Kanouk nur Wasser, so weit er blicken konnte. Er bekam Angst. Gegen den Hunger konnte er fischen, trinken konnte er das Wasser des Regens. Als er schon glaubte, nie wieder Land zu sehen, sah Kanouk eine Möwe. Und da wusste er, dass er bald Land finden würde. So wurde Kanouk der erste Mensch, der das Festland erreichte.

Die Menschen in dem Dorf aber konnten Kanouk nicht vergessen. Was war wohl aus ihm geworden? Und wer half jetzt, wenn sich jemand verletzt hatte? Nur der Trost der Krähe machte niemanden gesund, dass merkten die Menschen jetzt. Und eines Tages fassten sie allen Mut zusammen, den sie hatten und vertrieben die Krähe. Sie begannen, gemeinsam ein Boot zu bauen, damit sie hinaus fahren konnte aufs Meer, um Kanouk zu suchen.



Erdbeeren

Opa Werner gewidmet

Sommer. Meret und Fenja besuchen ihren Opa. Die Sonne scheint und die neuen Bikinis warten darauf, endlich am Baggersee eingeweicht zu werden. Noch schnell eine Träne verstecken, während sich Mama und Papa verabschieden. Die wollen noch weiter, Freunde besuchen. Meret und Fenja verbringen zum ersten Mal alleine die Ferien beim Opa. Der wohnt jetzt noch gar nicht so lange in dem Haus, der ist erst eingezogen. Aber dass es einen See gibt und einen Fluss, wissen alle schon, da kann eigentlich nichts mehr schief gehen.

Die Schwestern wollen schon gleich in der ersten Nacht im Zelt im Garten schlafen. Die Eltern und Opa sind da zwar skeptisch, nicht dass die beiden etwa noch Angst bekommen nachts. Aber weil Meret und Fenja unglaublich oft «Bitte, bitte, bitte!» wiederholen können, setzen sie sich durch.

Opa hat einen prima Garten. Apfel- und Zwetschgenbäume stehen da, Sauerkirschen gibt es, die die beiden aber nicht so mögen, dazu Johannisbeeren,



Brombeeren und natürlich die Erdbeeren. Die sind die besten, da sind sich beide einig. Frisch pflücken, klein drücken, Milch und ein bisschen Zucker dazu und dann so viel davon essen, bis man Bauchschmerzen bekommt. Traumhaft!

Und genau neben diesem Erdbeerbeet steht ihr Zelt. Knallrot ist es, was beide toll finden. Opa hat es schon aufgebaut, jetzt muss es noch eingerichtet werden. Ganz oben wird eine Taschenlampe aufgehängt und an den Seiten werden die wichtigsten Dinge verteilt. Zuerst die Plüschtiere, dann ein Kompass, falls man eine Schatzkarte findet und den Schatz suchen muss. Ganz wichtig sind auch die Buntstifte, obwohl man im Zelt eigentlich nicht so gut malen kann. Aber die sind ganz neu, die müssen unbedingt in der Nähe bleiben. Zuletzt die Urkunde aus den letzten Skiferien und natürlich ein Foto von Mama und Papa. Für den aufblasbaren Delphin ist leider kein Platz mehr, der muss draussen bleiben. Und zwischen all den Dingen ihre Schlafsäcke. Papa nennt die Schlaftüten, was beide aber kindisch finden.

Opa hat am Abend zur Begrüssung den Grill angefeuert. Es gibt Bratwürste und Kartoffelsalat. Aber wirklich etwas davon zu essen, schaffen die beiden nicht mehr. Bauchschmerzen von rosafarbener Erdbeermilch. Dann sitzen alle noch lange draussen im Garten auf weissen Plastikstühlen und erzählen, was in letzter Zeit so passiert ist. In der Schule macht es beiden Spass, aber Ferien sind schöner. Fenja nervt vor

allem ein Mädchen aus ihrer Klasse, die ist einfach nur blöd. Meret ist gerade erst in die Schule gekommen, die nervt noch gar nichts. Das komme noch, meint die manchmal altkluge Fenja.

Mittlerweile haben die vielen Vögel, die ringsum auf den Dächern und Bäumen sitzen und den ganzen Tag ein lautes Konzert veranstalten, auch aufgehört zu zwitschern. Ihre Köpfe haben sie wohl schon unter die Flügel gesteckt. Ob Vögel wohl auch manchmal schnarchen? Wunderbar still ist es im Garten, nur die Grillen zirpen, die sind ja auch jetzt erst aufgestanden. So eine Ruhe sind die beiden Städterinnen nicht gewohnt. Dort machen die ganze Nacht Autos und Strassenbahnen und sonstige Dinge Lärm. Still es es da nie.

Als die beiden Schwestern gerade diskutieren, ob sie schon zu alt seien für Biene Maya, oder ob die neuen Folgen doch gerade noch okay sind, merken sie, dass Opa die Augen zugefallen sind. Sie müssen kichern. Sie räumen noch schnell das letzte Geschirr in die Küche, wovon Opa wieder wach wird. Aber nur so viel, dass er sich gerade noch verabschieden kann und sich schlafen legt.

Die beiden liegen noch lange wach und gucken in den klaren Sternenhimmel. Sogar Glühwürmchen gibt es hier. Meret versucht eins zu fangen, das ist gar nicht so leicht. Plötzlich sieht sie ein viel grösseres Glühwürmchen mitten im Erdbeerbeet. Aber Moment, das ist ja gar kein Glühwürmchen, das leuchtet ja rot! Die



Schwestern gucken erstaunt, denn was da leuchtet, ist eine Erdbeere.

Vorsichtig pflücken sie die Erdbeere. Seltsam. Mit ihrem Taschenmesser schneiden sie die Erdbeere in der Mitte entzwei. Auch innen leuchtet sie. Sehr schwach zwar, aber es besteht kein Zweifel. Von so etwas hat noch keine der beiden gehört. Eigenartig.

Wenn sich eine Gelegenheit ergibt, müssen die beiden Schwestern immer versuchen herauszufinden, wer von beiden in irgendetwas besser ist. Den höchsten Turm mit Lego bauen, am schnellsten die Treppe bis in den vierten Stock hochrennen oder sich trauen, eine Schnecke von Papa zu probieren, wenn der mal wieder welche isst.

Fenja stichelt: «Wetten, dass du dich nicht traust, so eine Hälfte zu essen.»

Meret muss die Herausforderung annehmen, sonst hat sie das Schwesternduell verloren. Zack ist die Hälfte der Erdbeere in ihrem Mund verschwunden.

«Und jetzt du die andere Hälfte.» Fenja weigert sich erst ein bisschen. Womöglich ist die Erdbeere ja schon schlecht und damit giftig. Es kommt zur üblichen Schwesterndiskussionen, die immer nach genau demselben Muster abläuft. Es geht mit dem Vorwurf *Feigling* los, wird mit *selber* erwidert und dann geht das wie beim Tischtennis eine Weile so hin und her. Meret ist aber diesmal klar im Vorteil, denn sie hat die eine Hälfte ja schon gegessen. Fenja muss auch, will sie nicht den Rest der Ferien das überlegene Gesicht der klei-

nen Schwester sehen. Das schlimmste, was passieren kann, ist Bauchschmerzen zu bekommen, überlegt sie. Die sind aber sicher aber spätestens morgen Abend vorbei, es gibt ja schliesslich Medikamente. Also gut, und auch die zweite Hälfte ist gegessen.

Eine Weile warten beide, ob sie Bauchschmerzen bekommen, es passiert aber nichts und beim Warten schlafen sie ein.



Der nächste Morgen beginnt zunächst ganz normal. Meret hatte doch ein bisschen Angst bekommen im Zelt, deswegen war Fenja mit ihr ins Haus gegangen, um weiter zu schlafen. Opa hatte schon vorgesorgt und ein Bett vorbereitet. Mal sehen, ob es nächste Nacht klappt. Opa geht noch schnell zum Bäcker, frische Brötchen kaufen. Die beiden Schwestern sitzen draussen auf der Veranda und trinken heissen Kakao. Die Vögel zwitschern wieder, als gäbe es einen Wettbewerb, wer das wohl am lautesten kann. Die Sonne scheint auch schon wieder mit ganzer Kraft, Fenja muss blinzeln und schliesst die Augen.

«...und dann sagt der freche Sperling zu mir, er hätte den Wurm zuerst gesehen. Dass muss man sich einmal vorstellen. Sperlinge sind doch weiss Gott die frechsten Vögel weit und breit.»

«Ja, ja, da sagen sie ein wahres Wort, Frau Amsel, erst neulich habe ich ...»

Fenja erschrickt. «Hast du das auch gehört?» fragt sie Meret. Die schlürft nur weiter an ihrem Kakao und überlegt, ob man den auch mit Erdbeeren kombinieren kann.

«Was meinst Du?»

Aber auch Fenja hört es nicht mehr. Sie konzentriert sich ganz fest, aber nichts. Um noch besser zu hören, schliesst sie wieder die Augen und da sind die Stimmen wieder:

«Und überhaupt, was für ein protziges Nest sich diese Meise gebaut hat. Geschieht ihr ganz Recht, dass sie einen Kuckuck gross ziehen muss.»

Augen wieder auf, Stimmen weg. Augen zu, Stimmen da. Auch Meret muss das ausprobieren und auch bei ihr funktioniert das. Beide sind aufgeregt. Sie verstehen die Stimmen der Vögel! Unglaublich. Sie schliessen die Augen und hören zu.

«Und haben sie gesehen meine Liebe, die Erdbeere von der alten Hexe ist auch weg!»

«Die Zauberbeere? Nein! Wer mag die wohl gegessen haben! Hoffentlich nicht die Hexe selber. Haben sie die übrigens gesehen in letzter Zeit?»

«Na, ich glaube, die hat den Wald seit Wochen nicht mehr verlassen. Seit sie Herrn Rabe gefangen hat, habe ich nichts von ihr gehört. Wie es dem wohl geht? Vielleicht hat der Mann, der jetzt hier wohnt, die Erdbeere gegessen. Oder diese beiden jungen Mädchen, die zu Besuch sind. Schauen sie nur, da unten sitzen sie und lassen sich die Sonne auf den Bauch scheinen. Versteh



einer die Menschen. Sitzen nur rum und suchen nie Futter. Also nein, also nein.»

Meret und Fenja sehen sich an. Die leuchtende Erdbeere wurde von einer Hexe gepflanzt? Was mag das für eine Hexe sein? Und warum hat sie das getan? Können sie jetzt für immer die Vögel verstehen? Tausend und eine Frage stellen sich die Schwestern gegenseitig, ohne sie beantworten zu können.

Als der Opa zurückkommt und schon von weitem mit der grossen Papiertüte mit all den frischen Brötchen winkt, entscheiden sich beide, dass sie das Geheimnis erst einmal für sich behalten wollen. Beim Essen fragt Fenja mit vollem Mund:

«Du, Opa, gibt es hier eine Hexe?»

Opa muss lachen.

«Ihr habt mit dem Nachbarn gesprochen, stimmt's? Die alte Frau, der vorher das Haus hier gehört hat, mag zwar ein bisschen eigentümlich sein, aber eine Hexe ist sie sicher nicht. Das behaupten die Leute nur, weil sie einen grossen Kräutergarten hat. Wenn ihr mich fragt, die Leute sind nur neidisch, weil sie die grössten Brombeeren im ganzen Ort hat. Und auf Brombeeren sind sie hier im Ort besonders stolz. Aber egal, es ist überhaupt nicht nett, sie Hexe zu nennen.»

«Was ist mit der Hexe – ähm – alten Frau jetzt?»

«Ach, die hat noch ein kleines Hüttchen oben am Waldrand. Das Haus hier war ihr zu gross, da ist sie dahin gezogen. Aber ich weiss gar nicht, ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen. Aber wenn ihr wollt,

können wir sie besuchen, ich wollte sowieso ein bisschen mit euch wandern gehen heute, da können wir ja dort vorbei.»

Die Schwestern sind einverstanden. Sie sind zwar schon ein bisschen ängstlich, immerhin wissen sie sicher, dass es eine richtige Hexe sein muss, wenn sie so Erdbeeren pflanzen kann, aber die Neugier ist einfach grösser. Noch grösser ist allerdings die Hitze, weswegen die Wanderung auf morgen verschoben wird. Heute steht erst einmal baden an. Ab in den Fluss heisst das. Nach vielen verschmutzten Jahren, ist der jetzt wieder so sauber, dass man bedenkenlos in ihm schwimmen kann.

Auf dem Weg zum Fluss kommen die drei am Wildgehege vorbei. Es gibt Wildschweine zu sehen und auch Rehe. Sogar ein weisses Reh ist dabei.

«Albino nennt man das», erklärt Opa, «Aber das Reh ist sehr krank, der Tierarzt kann wohl leider nicht mehr helfen, hat mir der Förster erzählt. Aber so habt ihr es wenigstens nochmals gesehen.»

Die ganze Zeit hören sie immer wieder den Vögeln zu. Unglaublich, wie viel die zu reden haben. Wer hätte gedacht, dass das viele Gezwitscher, das man immer hört, eigentlich vor allem Tratsch und Klatsch ist? Wer wo jetzt neu ein Nest gebaut hat, wird besprochen. Bei welchem Haus jetzt eine Katze wohnt. Wie schmutzig die Tauben angeblich sind und solche Dinge eben. Am schlimmsten sind die Enten. Ständig sagen sie «Guten Tag» zueinander. So als ob sie sich das erste Mal se-

hen. Kaum dreht sich eine Ente um und wieder zurück, schon heisst es wieder «Guten Tag, mein Herr» oder «Guten Tag, meine Dame.» Vielmehr eigentlich nicht. Manchmal noch ein paar Floskeln zum Wetter. Überhaupt sind Vögel alle immer ausgesucht höflich. Meret und Fenja ahmen das die ganze Zeit nach, was den Opa dann doch ein wenig verwundert.



Obwohl es am nächsten Morgen schon wieder so heiss ist, wollen die beiden Schwestern unbedingt zu der alten Frau. Opa winkt ab.

«Nein meine Lieben, geht ihr gerne alleine, mir ist es zu heiss zum Wandern.» Es wird noch kurz erklärt, wo es lang geht, und dann los.

Ist das noch Aufregung oder schon Angst, was die beiden Mädchen da im Bauch zwickt? Lieber nicht zu viel darüber nachdenken, genau wie beim Medizin schlucken.

«Und was ist, wenn sie uns wie bei Hänsel und Gretel...?» fängt Meret an zu fragen, wird aber von ihrer Schwester unterbrochen.

«Paperlapapp.» Sie kann zwar auch nicht sagen, auf was sie sich einlassen, aber ihr Gefühl sagt ihr, dass es schon nicht wirklich gefährlich werden kann. Sie erreichen den Wald, der hier sehr wild und dicht ist. Nach der vielen Sonne auf den Wiesen, wirkt der Wald richtig düster, aber eigentlich nicht bedrohlich.

Als die Hexe dann völlig unerwartet neben ihnen steht, müssen beide vor Schreck beinahe schreien. Aber nur beinahe.

In der Hand hält sie einen Bund aus irgendwelchen Kräutern und trägt eine schmutzige braune Kittelschürze.

«Was machen denn zwei so hübsche junge Mädchen bei dem Wetter hier im Wald. Ihr seid ja gar nicht baden?»

Keine der Schwestern weiss etwas zu sagen.

Fenja hat schon viele Geschichten über Hexen gehört oder gelesen. Eigentlich ist das sogar ihr Spezialgebiet, da kennt sie sich aus. Sie denkt sich, dass, wenn das wirklich eine Hexe ist, man wohl besser nichts verheimlicht. Eine echte Hexe merkt bestimmt, wenn man schwindelt.

«Unser Opa ist der Mann, der ihr Haus gekauft hat. Er hat uns gesagt, wo sie wohnen und da dachten wir, dass wir sie vielleicht einmal besuchen sollten.»

Die Alte brummt etwas vor sich hin, dann stutzt sie, überlegt und mustert die beiden von oben bis unten.

«Eine von Euch hat die Erdbeere gegessen, richtig? Und jetzt könnt ihr die Vögel verstehen. Ja, die Erdbeere hatte ich ganz vergessen, das passiert im Alter.»

«Beide.» geben die Schwestern zu, denn irgendwie haben sie nicht das Gefühl, dass die Frau böse ist.

«Na was sagen sie denn, die Vögel? Hört es euch gut an, spätestens beim nächsten Vollmond, also heute Nacht, ist das wieder vorbei. Aber es wird auch wie-



der eine neue leuchtende Erdbeere wachsen, nächste Woche oder übernächste.»

Die beiden erzählen, was sie so gehört haben, auch, dass sie, die Hexe, einen Raben gefangen haben soll. Die Hexe lacht und sagt, sie sollen mal mitkommen, sie können ja selber hören, was der Rabe zu erzählen hat. Und so gelangen sie zu dem Haus, in dem die Hexe wohnt. Ein einfaches Hütchen, eine Art Gartenhäuschen. Hier ist es bestimmt ziemlich kalt im Winter, denkt Fenja.

Der Rabe sitzt auf dem Rahmen einer Hollywood-Schaukel und hat einen Verband um den linken Flügel. Die Mädchen schliessen die Augen und hören den Raben sagen, dass er sich den Flügel gebrochen hat, den er aber lustigerweise Arm nennt und dass die Hexe ihm geholfen habe.

Beide sind beruhigt und kein bisschen ängstlich mehr. Es gibt kalten Kräutertee, der sehr gut schmeckt.

«Und haben die Vögel ein weisses Reh erwähnt? Deswegen hatte ich die Erdbeeren damals überhaupt nur gepflanzt. Ich spüre, dass es diesem Reh nicht gut geht, es ist krank und es ist irgendwo eingesperrt oder gefangen. Und ich dachte, wenn ich den Vögeln zuhören kann, die aus der Luft ja alles sehen, erfahre ich vielleicht, wo das Reh ist, damit ich ihm helfen kann. Es hat Probleme mit dem Herz und ich habe die Kräuter, die ihm helfen. Leider kann man ja die Vögel nicht fragen, sondern nur hören, was sie sagen und wie ihr selber gemerkt habt, reden die Vögel meist nur Unsinn-

niges, da habe ich das irgendwann aufgegeben.»

Die beiden Schwestern sind aufgereggt. Sie wissen natürlich, wo das weisse Reh ist. Im Wildgehege! Sie haben es ja selbst gestern erst gesehen! Die Hexe klatscht vor Freude in die Hände.

«Wer hätte gedacht, dass ich es doch noch mit Hilfe der Erdbeeren finde!» Sie geht ins Haus und kommt mit einem Säckchen voller Kräuter zurück.

«So ihr beiden. Seid so nett und helft mir, wir gehen gleich los.» Mit diesen Worten und einem energischen Blick, der keinen Zweifel daran lässt, dass die beiden Schwestern sie ziehen sollen, stellt sie einen alten Stuhl auf einen Bollerwagen. Kein Problem für die beiden. Es wird *Das Wandern ist des Müllers Lust* und *Hab mein Wagen voll geladen* gesungen und so vergeht die Zeit sehr schnell, bis sie beim Tiergehege sind.

Die Hexe streckt die Hand aus und alle Rehe kommen angelaufen. Die Schwestern sind beeindruckt. Gestern bei ihnen sind die Rehe eher weg gerannt. Auch das weisse Reh kommt.

«Da bist du ja, haben sie dich hier eingesperrt? Deswegen habe ich dich nicht gefunden.» sagt sie und hält ihm ihre Kräuter hin, die es auch frisst.

Sie begleiten die Hexe wieder nach Hause und versprechen, sie nochmals besuchen zu kommen, so lange sie noch beim Opa sind. Beide Schwestern sind erleichtert, dass die Vögel auch mit geschlossenen Augen wieder zwitschern. Der Zauber der leuchtenden Erdbeere ist wieder verschwunden.



Am Abend gibt es schon wieder Bratwürste und rosa Erdbeermilch. Während Opa die Bratwürste dreht, sind die Vögel nochmals besonders laut.

«Was die wohl zu erzählen haben?» meint er. «Bestimmt erzählen die sich die verrücktesten Geschichten.»

Meret und Fenja müssen lachen und sagen wie aus einem Mund:

«Na da wäre ich mir nicht so sicher, Opa.»



Der zornige Guhl

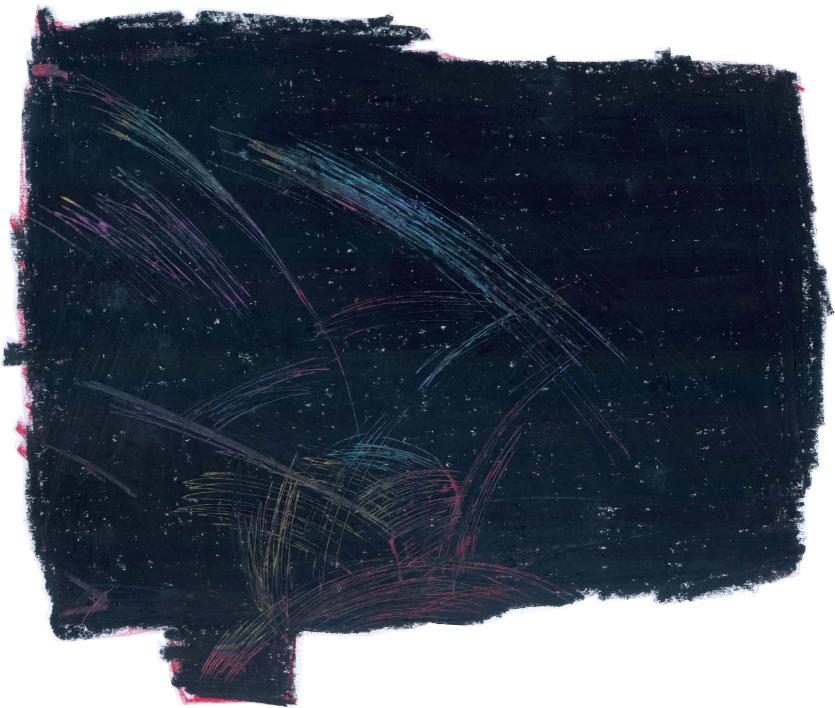
Ragunda war ein Dorf tief in schwedischen Wäldern, da, wo es noch Trolle und Feen und andere Wesen gab, die es sonst nur noch in Geschichten gibt. Das war ein Glück für die Menschen, denn gerade die Trolle waren eine grosse Hilfe, denn sie hatten sehr viel Kraft. Musste eine Brücke gebaut werden, war immer ein Troll in der Nähe, der gerne half. Aber es gab auch Wesen in diesen Wäldern, die gefährlich sein konnten. Gelegentlich wütete ein Thurst, das ist ein besonders grosser Riese. Aber zwei oder drei Trolle genügten meist, ihn in die Wälder zurück zu jagen, bevor er grossen Schaden anrichten konnten.

Ganz selten aber suchte den Wald um Ragunda ein Wesen heim, dass viel gefährlicher und mächtiger war, als Trolle und Thurst, nämlich ein Guhl. Schon lange war keiner mehr gesehen wor-

den, nur ein alter Mann konnte sich erinnern, dass der Grossvater seines Grossvaters einmal einen erlebt hatte. Und die Geschichten vom Guhl erzählte er abends den Kindern, denen es zwar Spass machte, sich zu gruseln, aber die dem alten Mann auch nicht recht glauben wollten.

Er erzählte dann, dass es gut sei, dass so ein Guhl sehr lange schläft, nämlich oft über tausend Jahre, verborgen in einer Höhle tief unter der Erde. Wenn er aber aufwacht, können die schrecklichsten Dinge passieren. Manch ein Guhl kann die Erde ersittern lassen, so dass die Häuser einstürzen oder den Wald mit seinem heißen Atem in Brand setzen. Guhle, die am Meer leben, können fürchterliche Überschwemmungen bringen, die alles mit einer riesigen Welle wegspült. Aber nur selten passiert so etwas, denn selbst wenn ein Guhl wach ist, ist er eigentlich nur gefährlich, wenn er wütend ist und das sind Guhle selten.

Krokusse und Adonisröschen gaben dem Wald gerade die ersten Farbtupfer nach einem strengen und langen Winter als ein Kurier aus dem Nachbardorf in Ragunda eintraf und die schreckliche Nachricht überbrachte. Ein Guhl war auf seinem Schlaf erwacht. Ein unvorsichtiger Jäger hatte seinen Pfeil versehentlich in die Höhle des Guhl geschossen und



ihn damit geweckt.

Der Guhl, der geweckt worden war, hatte eine ganz besonders gefährliche Fähigkeit, er konnte schwarzes Licht aussstrahlen. Es gibt nichts dunkleres auf dieser Welt, als schwarzes Licht. Man kann es nicht bekämpfen. Das schwarze Licht eines Guhl frisst alles Zelle. Egal wie gross das Feuer ist, dass man anzündet, das schwarze Licht des Guhls ist stärker. Auch die Sonne ist nicht stark genug, es zu durchbrechen. Wo das schwarze Licht ist, herrscht tiefste Dunkelheit, viel dunkler als in der schwärzesten Nacht, wenn man im Keller sitzt, die Augen schliesst und noch eine Decke über den Kopf gelegt hat. Das schwarze Licht kann alles durchdringen und wo es ist, können die Pflanzen nicht mehr wachsen und die Tiere fliehen oder sterben. Viele Wüsten sind einmal entstanden, weil ein Guhl mit seinem schwarzen Licht gewütet hat.

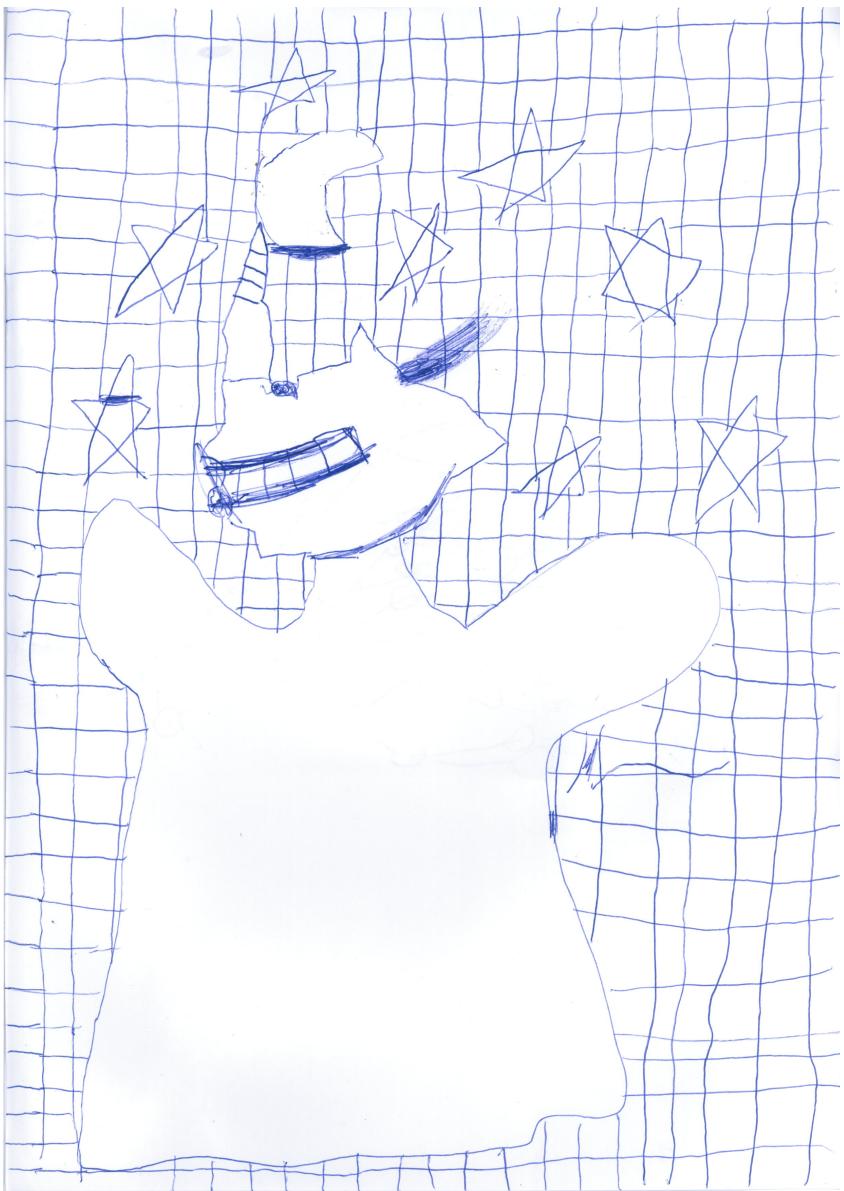
Und wenn das schwarze Licht die Menschen erreicht, ist es meist um sie geschehen. Die Felder verdorren und das Vieh stirbt, so dass sie nichts mehr zum Essen haben. Aber das schwarze Licht umschliesst auch die Menschen. In völliger Dunkelheit fangen sie auch am Tage an zu träumen und können schon bald die Träume nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheiden. Furchtbare Albträume

schütteln sie und alle leben in ständiger Angst.

Die Menschen in Ragunda wussten oder ahnten das. Der Bote hatte gesagt, dass grosse Teile des Waldes schon in der tiefen Dunkelheit des schwarzen Lichts lagen. In Ragunda brach Panik aus, die Bewohner packten ihre Sachen und wollten fliehen, denn wo das schwarze Licht ist, gibt es schon bald keine Nahrung mehr. Aber noch bevor sie sich einigen konnten, in welche Richtung sie fliehen sollten, war plötzlich alles schwarz. Es ging viel schneller, als sie dachten. Kinder fingen an zu weinen und die Erwachsenen wussten nicht, was sie jetzt tun sollten. Schwärze legte sich über das Dorf und kroch durch jede Ritze. Zündete man eine Kerze an, verbrannte man sich nur die Hände, denn auch die Flamme war schwarz. Mühsam tasteten sich die Menschen durch ihre Häuser auf der Suche nach Essen. Aber die Vorräte waren nach dem Winter aufgebraucht und etwas neues wuchs nicht.

Und mit der Dunkelheit kamen die Albträume. Schnell machte sich grosse Angst breit und die Menschen verbarrikadierten sich in ihren Wohnungen.

In all dem Chaos und der Angst hatte nur ein Mädchen keine Angst: Onta. Onta war schon blind geboren worden, ihre fehlte das Licht also nicht. Sie wusste genau wie viele Schritte es vom Tisch



bis zur Tür und von dort bis überall hin im Dorf waren. Sie konnte sogar im Wald rennen, so genau hatte sie sich eingeprägt, wo welcher Baum stand. Es dauerte ein paar Tage, bis ihr klar wurde, dass nur sie jetzt noch helfen konnte.

Und so machte sich Onta auf den Weg, den Guhl zu suchen, um ihn zu besänftigen. Wie das gelingen könnte, wusste sie selbst noch nicht so genau.

Noch nie hatte sie den Wald so leise erlebt. Um so weiter sie kam, um so vorsichtiger musste sie sich den Weg erkunden. Aber sie wusste, dass sie auf dem richtigen Weg war, denn der Gestank des Guhl wurde von Stunde zu Stunde stärker. Nach ungefähr einem Tag Wanderung war sie sicher, am Ziel zu sein. Der Guhl musste jetzt ganz in der Nähe sein.

Onta setzte sich auf einen Stein und wartete. Um sich die Zeit zu vertrieben und gegen die Angst und die Stille nahm sie ihre kleine geschnitzte Flöte und spielte ein Lied. Plötzlich stand der Guhl hinter ihr. Onta konnte ihn spüren. Er musste riesig sein. Niemand wusste genau, wie so ein Guhl aussieht, vielleicht ein bisschen wie ein riesiger Bär. Jedenfalls brummte er wie einer, bloß sehr viel lauter. Aber Onta merkte, dass nichts Böses in diesem Brummen lag.

Den Geräuschen nach hatte sich der Guhl auf den Boden gesetzt. Onta spielte einfach weiter und immer weiter. Das Brummen des Guhl war gleichmässiger geworden und einem Schnarchen gewichen. Der Guhl war wieder eingeschlafen. Onta spielte weiter so lange sie konnte. Es könnte ein Tag gewesen sein oder zwei, als sie das leise Knacken von Zweigen hinter sich hörte.

Mit ganz leiser Stimme flüsterte eine Stimme ihren Namen. Da hörte Onta auf zu spielen, der Guhl schlief weiter. Die Stimme gehörte einer Jägerin des Dorfes, die sie suchen gekommen war. Als der Guhl eingeschlafen war, war auch das schwarze Licht verschwunden. Onta hatte dies noch nicht bemerkt, da bis hier noch keine Vögel zurückgekehrt waren.

Die Menschen des Dorfes bauten eine grosse Mauer um den Guhl. Nicht um ihn einzusperren, das wäre unmöglich gewesen, sondern um seinen Schlaf zu schützen. Da liegt er noch heute, aber niemand weiß mehr, wo genau das gewesen ist.

Der Fall der verschwundenen Schmetterlinge

Papapa gewidmet

as Mobiltelefon klingelt und weckt Fenja aus dem Schlaf. Es ist noch sehr früh am Morgen, die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es ist noch dunkel und bis auf das Telefon sehr ruhig, wie das um diese Zeit üblich ist. Eine Frechheit, wer ruft denn so früh an? Wäre man nach dem Schlafen doch nicht immer erst so verwirrt. Aha, am Klingelton erkennt Fenja dann doch, dass es Kommissarin Bettina Andermatt sein muss: die Melodie vom rosaroten Panther spielt.

Sofort ist sie hellwach. Fenja geht zwar noch in die Schule, aber sie ist sehr intelligent und kann sehr gut beobachten. Ihr fällt alles auf. Und sie vergisst nie, wann etwas passiert ist, egal wie lang das schon zu-



rück liegt. Ihre Mutter sagt, das hätte sie von Papapa geerbt, als ob immer alles irgendwoher geerbt werden müsste. Aber dieses Mal hat sie wohl Recht.

Der Polizei ist es egal, wo ihr Talent genau herkommt, weiss es aber sehr zu schätzen und bittet sie regelmässig, bei der Aufklärung besonders verzwickter Fälle zu helfen. Es scheint wieder einmal soweit zu sein.

«Ja, aha, ich verstehe.» Fenja schreibt alles, was die Kommissarin sagt, in ein kleines Notizbuch, das immer auf ihrem Nachtschränkchen liegt. Im Papiliorama in Kerzers sind Schmetterlinge verschwunden. Selten, besonders schöne Exemplare der Gattungen *Morpho peleides*.

«Entschuldigen Sie die Frage, Frau Kommissarin, aber könnte es sein, dass die Schmetterlinge einfach abgehauen sind? Ich selbst würde auch jede Gelegenheit nutzen, wenn ich so eingesperrt wäre.» Im Zimmer kann man hören, wie die Kommissarin am anderen Ende der Leitung lauter wird. Für vorlaute Spässe habe sie keinen Sinn, schon gar nicht um diese Uhrzeit, hört man sie fast brüllen. Sie erklärt, dass es auffällig ist, dass nur Schmetterlinge eben jener Sorte verschwunden sind. Ausserdem sind auch alle Raupen weg.

Fenja verspricht der Sache sofort am nächsten Morgen nachzugehen und legt auf. Zunächst müssen die organisatorischen Details geklärt werden. Das Papiliorama liegt in Kerzers, das weiss Fenja aber schon. Erst neulich ist sie mit den Grosseltern dort gewesen. Das

ist ein schöner Ausflug gewesen. Der erste Zug geht 7:32 Uhr. Jetzt ist es 4:35 Uhr. Genügend Zeit, sich vorzubereiten. Folgende Dinge kann Fenja mit Hilfe des Internets bereits recherchieren:

Morpho peleides Deutsch: Blauer Morphofalter. Der Schmetterling gehört zur Familie der Edelfalter. Die Flügel haben blaue Oberseiten und können eine Spannweite bis 12 cm haben. Sie ernähren sich von faulenden Früchten.

Fenja staunt. So riesige Schmetterlinge hat sie noch nie gesehen. Mit Hilfe des Lineals macht sie in ihrem Notizheft ein Quadrat mit einer Höhe und Breite von je zwölf Zentimetern und zeichnet einen Schmetterling. Den malt sie blau aus.

Dann beginnt sie ihren Rucksack zu packen. Sie benötigt:

1. Die Detektivausrüstung, bestehend aus ein paar sauberen Handschuhen, einer Lupe, einer Pinzette und ein paar leeren kleinen Tüten. Dazu ganz wichtig: die gelbe Schnur vom Papapa.
2. Orangensaft und Käsebrot. Aber ohne Tomaten, nicht wie Papa die belegt, da wird der Käse immer ganz weiss und das findet Fenja ekelig.
3. Regenjacke, Mütze und Gummistiefel, erfahrungs-gemäss finden Verbrecherjagden auch bei Schlecht-wetter statt.

-
4. Etwas Geld. Damit kann man dann so einiges kaufen, je nachdem, was gebraucht wird. Einmal war es nötig, sofort eine aufblasbare Kuh zu kaufen. Ein sehr merkwürdiger Fall war das damals.
 5. Einen Fotoapparat, um Tatorte dokumentieren zu können. Ein furchtbares Gerät. Es hatte lange gedauert, bis sie bemerkt hatte, dass man beim Bilder betrachten drücken muss und nicht drehen darf. Grosi hatte es ihr dann gezeigt.

Das alles passt wunderbar in ihren Rucksack. Noch die Schuhe und dann... steht plötzlich Carla vor ihr, das ist ihre kleine Schwester. Die wacht immer sehr früh auf und scheint etwas bemerkt zu haben. Carla ist zwar noch ziemlich klein, aber auch nicht dumm. Sofort begreift sie, dass Fenja etwas vor hat. Und sie weiss genau, dass es mit ihrer grossen Schwester immer aufregende Dinge zu erleben gibt.

«Wenn du mir nicht verrätst, was du planst, fange ich so laut an zu weinen, dass Mama und Papa aufstehen.»

Das hätte gerade noch gefehlt. Die wollen nämlich eigentlich nicht, dass Fenja der Polizei hilft. Viel zu gefährlich meinen sie. Lächerlich.

«Was willst du?» fragt Fenja. «Wenn Du leise bist, erlaube ich Dir so viele Trickfilme auf meinem Computer zu sehen, wie du willst.» Das ist zwar tatsächlich das verführerischste Angebot, dass die grosse Schwester machen kann, aber Carla lässt sich nicht beirren. Fenja

seufzt. Ihr bleibt nichts anderes übrig, als Carla alles zu erklären und nach einer kurzen, aber überzeugenden Diskussion auch mitzunehmen.

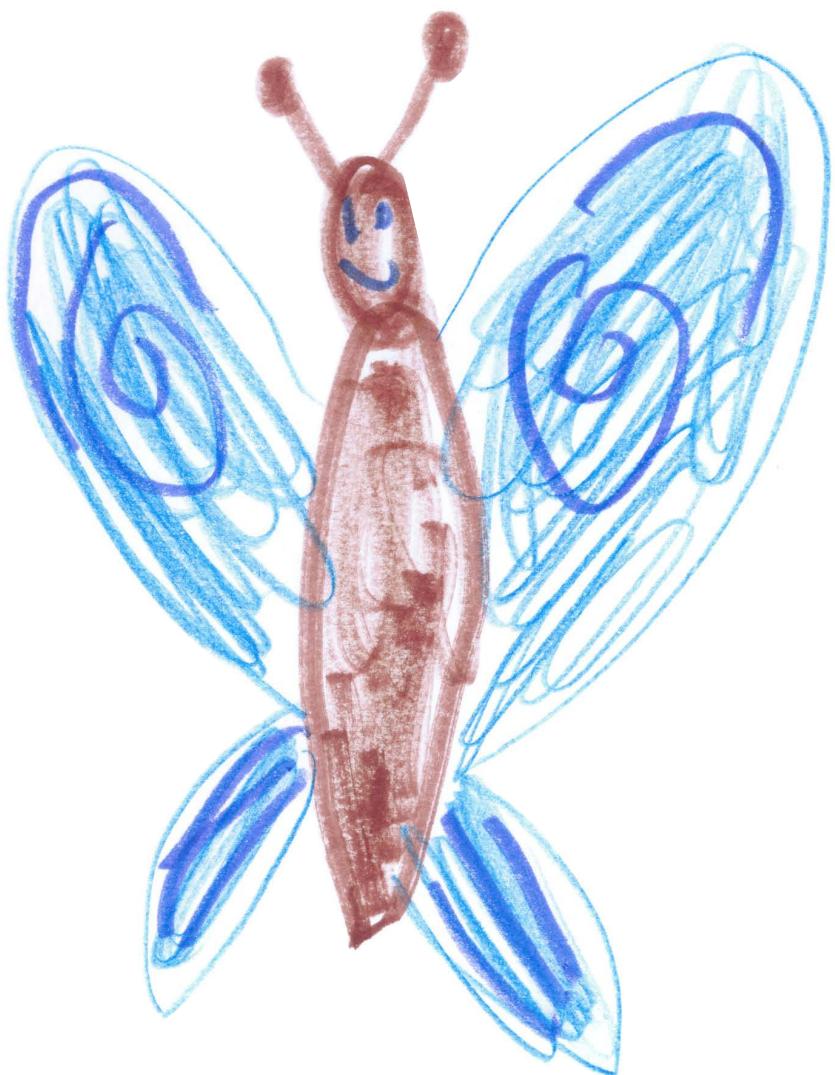


Der Zug erreicht Kerzers pünktlich. Auf dem Weg zum Papiliorama schärft Fenja ihrer Schwester ein, dass sie nicht zum Spass hier sind. Die Schmetterlinge kann man sich auch ein anderes Mal wieder ansehen. Jetzt heisst es ermitteln und Spuren sammeln.

Der Direktor des Papilioramas, Herr Butterblom, weiss, dass Fenja kommen wird. Kommissarin Andermatt hat ihn schon informiert. Fenja entscheidet, dass es das beste ist, sich erst einmal in Ruhe umzusehen, um einen Eindruck vom Tatort zu bekommen. Die beiden Schwestern wollen getrennt ins Papiliorama gehen und sich in einer Stunde in der Cafeteria bei den Süßigkeiten treffen. Niemand wird glauben, dass Carla auch ermittelt.

Fenja hat sich überlegt, dass es sich bei den Dieben der Schmetterlinge nur um Menschen handeln kann, die sich auf irgendeine Art für Schmetterlinge interessieren. Denn wertvoll sind sie nicht.

«Herr Butterblom, wer könnte ein Interesse an diesen Schmetterlingen haben?» Fenja weiss, welche Fragen als erstes gestellt werden müssen. Herr Butterblom überlegt.



«Das weiss ich auch nicht. Es gibt natürlich Leute, die sich für Schmetterlinge interessieren und die selber züchten. Und da kommt es schon einmal vor, dass die hier ein paar Raupen klauen. Aber gleich alle? So etwas ist noch nie passiert.»

«Kennen Sie diese Sammler? Können Sie mir vielleicht die Liste aller Namen geben?» will Fenja wissen.

«Natürlich nicht.» antwortet Herr Butterblom. Was für eine Frage. Jetzt kommen ihm doch Zweifel, ob es geschickt von Kommissarin Andermatt war, ein Kind zu schicken. Woher soll er denn die Namen der Leute kennen, die Schmetterlinge züchten? Aber Fenja ist etwas schlauer als er.

«Auf Ihrer Web-Seite habe ich gesehen, dass Sie auch Tagungen zu Schmetterlingen organisieren. Gernade letzte Woche hat jemand von der Universität einen Vortrag zu Schmetterlingen in den Alpen gehalten.» Fenja ist wirklich sehr gut vorbereitet.

«Ich denke, dass alle, die sich für Schmetterlinge interessieren, auch an solchen Veranstaltungen teilnehmen. Es wäre sehr hilfreich, wenn Sie mir die Teilnehmendenlisten der letzten beide Jahre per E-Mail schicken könnten.»

Herr Butterblom ist verblüfft. Tatsächlich. Wenn es Züchter gibt, dann kommen die auch hierher und bei Veranstaltungen muss man immer vorher seinen Namen nennen, damit man reservieren kann.

Nachdem sich Fenja bei Herrn Butterblom bedankt hat, sieht sie sich den Tatort nochmals genau an. Tat-

sächlich scheint es sehr leicht zu sein, eine unbeobachtete Ecke im Papiliorama zu finden, von der aus man mit einem geeigneten Köder die Schmetterlinge anlocken und dann einfangen kann. Auch der Brutkasten mit den Kokons ist leicht zugänglich. Es ist auch nicht auffällig hier, eine grosse Tasche mit sich zu führen. Es gibt viele Familien und nicht einmal ein richtiges Restaurant. Einige Eltern haben sogar Kühlboxen mit. So komme ich nicht weiter, überlegt Fenja. Es könnte jeder Besucher gewesen sein.



Zur selben Zeit schlendert Carla durch die Gänge des Papilioramas. Es läuft gerade eine Sonderausstellung zum Thema *Schmetterlinge in der Kunst*. Künstlerinnen und Künstler aus der Umgebung wurden eingeladen, ihre Sicht auf Schmetterlinge zu zeigen. Jemand hat einen grossen Schmetterling aus Stahl geschweisst, das ist das auffälligste Ausstellungsstück. Daneben gibt es ein paar Bilder an der Wand und eine Designerin hat sogar Kleidungsstücke mit Schmetterlingen bedruckt. Carla fotografiert alles sorgfältig mit der Kamera von Fenja.

«Alles grosser Unfug! Ganz schreckliches Zeug.» hört Carla neben sich sagen. Eine gross gewachsene Frau mit einem sehr eigenartigen Hut blickt verächtlich auf die ausgestellten Dinge. Carla fragt:

«Ihnen gefallen die Bilder wohl nicht besonders?»

«Natürlich nicht.» ruft die Frau mit sich überschlagender Stimme. «Das ist doch alles Unfug. Neben der Schönheit der Farben eines echten Schmetterlings, ist das hier alles blass und langweilig.» Und dann ergänzt sie:

«Darf ich mich übrigens vorstellen? Mein Name ist Verena Studer-Matt und der Rock dahinten» dabei deutet sie auf die schmetterlingsgemusterten Kleidungsstücke, «sind übrigens von mir entworfen. Aber auch die finde ich mittlerweile ganz grauenvoll. Wer einmal die Schönheit eines Blauen Morphos gesehen hat, ist für derartiges verloren.»

Mit einer Miene, die tiefen Ekel ausdrücken soll und ohne eine Antwort von Carla zu erwarten stapft die Dame davon. Ob sie weiss, dass gerade diese Schmetterlinge alle verschwunden sind, überlegt Carla?

Die beiden Schwestern treffen sich wie verabredet in der Cafeteria. Wie immer darf sich Carla nichts kaufen sondern muss das essen, was Fenja mitgebracht hat. Fenja erzählt kauend, dass man als nächstes bei den Sammlern und Züchtern nachfragen muss. Es sind im Moment die einzigen Verdächtigen. Und weil klar ist, dass sie hier nicht weiterkommen, beschliessen sie nach Bern zu fahren, an der Universität gibt es einen Spezialisten für Schmetterlinge. Das ist der, der neulich hier den Vortrag gehalten hat, am besten man fängt bei dem gleich an. Vielleicht hat der eine Ahnung, wer wohl ein Motiv hat, Schmetterlinge zu stehlen.



Als sie in Bern ankommen, hat Fenja schon über das Internet herausgefunden, wie sie zur Universität kommen und wo sie dort den Schmetterlingsexperten finden, der heisst Dr. Adriàn Moreira. *Zoologisches Institut* steht über der Eingangstür. Als ob Fenja jeden Tag hier wäre, geht sie zielsicher zum Fahrstuhl und drückt den Knopf zum dritten Stock. Woher ihre Schwester wohl immer so genau weiss was zu tun ist, überlegt Carla.

«Hallo ich bin Adriàn» begrüsst sie ein junger Mann mit stark spanischem Akzent. Das verblüfft dann sogar Fenja. Sie hätte sich Professoren viel älter vorgestellt und das sagt sie ihm auch, um sicher zu gehen, dass sie mit dem richtigen spricht. Adriàn muss lachen. «Na erstens bin ich noch kein Professor und ausserdem seid ihr beiden ja auch nicht im typischen Alter von Detektivinnen.» Er schiebt beiden eine Dose Cola hin. Zu Hause darf Carla die nie trinken, was sie aber jetzt natürlich nicht stört. Nichts anmerken lassen, heisst es jetzt.

«Also, wie kann ich Euch helfen?» Fenja erklärt was passiert ist. Adriàn hört sehr aufmerksam zu.

«Nein. Da kann ich euch nicht helfen. Ich habe keine Ahnung, wer so etwas tun könnte. Aber halt, wartet einmal. Neulich war eine Dame hier, die hat sich genau für diesen Schmetterling interessiert. Und die wollte wissen, wie man es am besten schafft, dass die Flügel

auch nach dem Tod der Schmetterlinge möglichst lange halten und ihr Blau behalten.»

«Wie heisst die Frau?» Fenja ist wie elektrisiert. Das ist die erste echte Spur. So etwas kann kein Zufall sein. Adrián überlegt und schaut in seinem Computer nach.

«Ich befürchte, dass ich den nicht kenne. Ich glaube, die hat sich gar nie richtig vorgestellt. Aber ich kann sie euch beschreiben. Sie ist schon etwas älter, gross und wenn ihr mich fragt...» und statt etwas zu sagen tippt er sich mit dem Finger an die Stirn «Na jedenfalls hatte sie einen wirklich exzentrischen Hut auf. Riesig und mit Federn.» Jetzt ist Carla aufgeregt.

«Die habe ich heute gesehen, im Papiliorama. Das ist die Frau, die die Kleider mit dem Schmetterlingsmuster gemacht hat!» Adrián und Fenja sehen Carla verblüfft an. Carla erinnert sich, dass die Frau auch ihren Namen genannt hatte, aber den hat sie längst vergessen. Namen kann sie sich einfach nicht merken. Und bevor Fenja böse ist, sagt sie lieber nicht, dass sie den Namen kennen sollte.

«Wie die heisst, weiss ich auch nicht, aber ich habe die Kleider fotografiert.» Adrián und Carla blicken auf das Display des Fotoapparates. Fenja ruft derweil Herrn Butterblom an. Der weiss den Namen auch nicht auswendig, sieht aber schnell auf dem Schild unter dem ausgestellten Kleid nach. Studer-Matt heisst sie.

«Richtig», ruft Carla, «jetzt fällt es mir auch wieder ein.» Fenja runzelt mit Blick auf ihre Schwester die Augenbrauen und schlägt aber ohne etwas zu sagen im



Telefonbuch die Adresse nach. Mit kleinen Schwestern zu schimpfen lohnt sich nicht und den Namen haben sie ja jetzt auch so.

«Na ich komme mal besser mit.» sagt Adriàn.

Als sie bei Frau Studer-Matt ankommen, riecht es sehr verfault. Adriàn will an der Tür klingeln.

«Halt!» ruft Fenja. «Wenn die Schmetterlinge da drin sind, ist es besser wenn die Tür geschlossen bleibt. Die Schmetterlinge leben eigentlich in tropischen, also warmen Gebieten. Kalter Wind ist schädlich. Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die Schmetterlinge sicher hier sind. Richt ihr nicht den Geruch? Das ist faulendes Obst, das Lieblingsessen des Blauen Morphofalters. Ich rufe jetzt Kommissarin Andermatt an, wir warten hier so lange.»

Adriàn ist verblüfft. Das hätte er eigentlich alles selber merken können. Hat er aber nicht. Zur Sicherheit bindet Fenja den Türknauf am Treppengeländer fest. So kann niemand von innen die Tür öffnen. Bei Verbrechern muss man vorsichtig sein! Eine Erfahrung, die Fenja schon häufiger gemacht hat. Genau wie immer ein paar Meter gelbe Schnur von Grossvater mit zu haben. Die war auch schon sehr oft nützlich.

Eine halbe Stunde später ist die Kommissarin da. Sie hat auch gleich noch ein paar Kollegen mitgebracht, als Verstärkung. Sie klingeln jetzt doch an der Tür. Eine genervte Frau, die ganz offensichtlich tatsächlich Frau Studer-Matt ist, öffnet die Tür. Und auf ihrer Schulter sitzt auch schon der erste blaue Schmetterling.



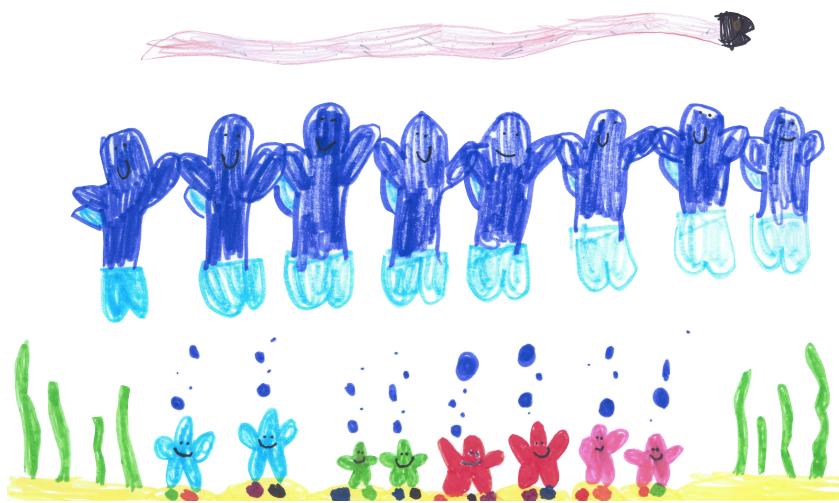
Adrian und Herr Butterblom fangen die Schmetterlinge in der Wohnung ein und bringen sie zurück ins Papiliorama.

«Warum haben Sie das getan?» Kommissarin Andermatt spricht die Frage aus, die alle brennend interessiert.

«Ich wollte, ich, ...» Frau Studer-Matt kommt ins Stottern. Aber dann holt sie tief Luft und sagt:

«Ich wollte das schönste und vollkommenste Kleid nähen, dass je ein Mensch getragen hat. Ich wollte es mit den Flügeln der Schmetterlinge besticken, den schönsten Pailletten der Welt. Das herrliche Blau dieser Schmetterlinge ist einfach unübertroffen. Das ist eine Erfindung, die so genial ist, dass vor mir noch niemand darauf gekommen ist. Ich werde vielleicht verhaftet, aber ich werde in die Modegeschichte eingehen. Das lasse ich mir auch nicht von euch Kleingeistern auch kaputt machen. Was sind schon ein paar Schmetterlinge gegen wahre Schönheit.»

Die Kommissarin schüttelt den Kopf, Carla hat nicht ganz genau verstanden, was Frau Studer-Matt vor hatte und Fenja kann es sich nicht verkneifen zu erklären, dass schon früher Menschen in Süd- und Mittelamerika Kleider mit den Schalen von Käfern bestickt haben. Das ist nicht nur ganz ähnlich, sondern hält auch besser.



Als die beiden Mädchen zu Hause ankommen, machen Mama und Papa geheimnisvolle Gesichter.

«Na, habt ihr heute schön gespielt?» wollen sie wissen. Und noch während Fenja überlegt, ob man auch nicht schön spielen kann, zückt Papa zwei Eintrittskarten hinter dem Rücken hervor.

«Überraschung: Morgen fahren wir alle zusammen nach Kerzers ins Papiliorama!» Da rufen die beiden Schwestern wie aus einem Mund:

«Oh nein, bloss nicht! Lieber ins Aquarium ins Dählhölzli.»





Meine Freundin Henna

as mutigste Mädchen, das ich kenne, heisst Henna. Sie ist meine beste Freundin. Mit ihr kann man immer tolle Sachen erleben. Wollt ihr die spannendste Geschichte hören, die ich je mit ihr erlebt habe? Also gut, ich erzähle sie euch.

Alles begann damit, dass meine Tante Susanne etwas mit mir unternehmen wollte. Susanne ist erst siebzehn Jahre alt und ziemlich cool. Keine meiner Freundinnen hat eine so junge Tante. Von ihr weiss ich immer, welche Band gerade die beste ist und was es bedeutet, die Tage zu haben.

Susanne hatte gerade furchtbaren Liebeskummer und wollte, wie sie sagte «deswegen» mit mir ein Schloss besichtigen. Was Liebeskummer mit einem Schloss zu tun haben könnte, weiss ich nicht, aber um ganz ehrlich zu sein, ich weiss schon nicht einmal, was Liebeskummer bedeuten soll. Das macht aber offenbar nichts, denn wenn mir Susanne von ihrem Liebeskummer erzählt, presse ich die Lippen zusammen,

gucke so wie Papa, wenn er von seiner Arbeit spricht und nicke dazu. Susanne findet, dass ich die einzige bin, die sie versteht.

Und eine Freundin solle ich mal auch mitnehmen, hatte Susanne vorgeschlagen, dann werde es um so lustiger. Und damit hatte sie Recht. Bei so einer Einladung kam nur Henna in Frage. Da musste ich gar nicht lange überlegen. Wir drei vereinbarten, uns gegen späten Nachmittag beim Schloss zu treffen.

Schon gleich nach der Kasse begannen unsere Probleme, ohne das Henna und ich das aber wissen konnten. Ein junger Mann im Alter von Susanne stand hinter uns und irgendwie sind die beiden ins Gespräch gekommen. Die ersten beiden Räume, die wir im Schloss besichtigten, stand er die ganze Zeit neben uns. Die beiden waren sehr albern, viel alberner als wir. Dann entschuldigten sich er und Susanne, sie würden gerne einen Kaffee im Museum in der Nähe des Schlosses trinken gehen. Wir genehmigten gerne und machten uns auf den Weg durchs Schloss.

Das Schloss war wunderschön und könnte auch genauso in einem Märchenbuch gemalt worden sein. Hohe spitze Türme an allen Seiten, ringsherum ein Park, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Wie bei einer Burg. Und überall Rosen. Die Zimmer waren laut Tafeln so, wie sie früher dann und dann gemäß der Phantasie des Schilderschreibers gewesen sein müssen. In jedem Zimmer ein Kachelofen und dann überall Rüstungen, Waffen und Besteck von damals.

Wenn ich so ein Schloss gehabt hätte, hätte ich die Sachen wohl anders aufbewahrt, aber die Menschen früher haben sich wohl noch nicht so viele Gedanken gemacht wie wir jetzt. Das merke man schon daran, was sie für ein WC gehalten haben, meinte jedenfalls Henna, und da hatte sie Recht. Denn das WC war nur ein Erker in der Wand mit einem Loch. Henna und ich haben dort durchgespuckt und uns vorgestellt, was da sonst schon alles runtergefallen ist. Ob es wohl sehr umständlich war für einen Ritter, jedesmal die Rüstung abziehen zu müssen, wenn die hierher gekommen sind?

Wir sind in jedem Raum gewesen und haben uns immer eine Geschichte zu den Dingen überlegt, die da so standen. Henna meinte, dass die Menschen, die früher hier gelebt haben, noch an Zauberei, Drachen und Gespenster geglaubt haben. In einem Zimmer lag unter einer Vitrine ein sehr grosses aufgeschlagenes Buch, mit Buchstaben, die wir nicht lesen konnten. Das haben wir für ein Zauberbuch gehalten und uns gerade gefragt, ob das Buch selber zaubern kann oder ob man die Zaubersprüche erst vorlesen muss. Gerade als wir ausprobieren wollten, ob wir den ausgestopften Vogel in einem Regal wieder lebendig zaubern können, hörten wir ein lautes Krachen von draussen.

Eigenartigerweise war niemand mehr im Schloss zu sehen, als wir raus liefen, um nach zu sehen. Auch im Park ist keine Menschenseele, dabei waren es noch so viele, als wir gekommen waren. Das grosse Tor



durch die Mauer ist zu. Eine schwere Holztür ist da, wo wir rein gekommen sind. Das Schliessen des Tores hat wohl den Krach gemacht, den wir gehört hatten, schlussfolgert Henna. Offenbar ist das Museum geschlossen worden und wir hatten das verpasst. Wir waren eingesperrt. Sofort fangen wir aus Leibeskräften an zu rufen. Aber niemand hört.

Henna unterbrach mich, es habe keinen Sinn so zu schreien. Auf ihren Rat hin liefen wir der Mauer entlang, um nachzusehen, ob wir nicht sonst irgendwo raus kommen, denn raus wollten wir hier. Das ist sicher. So eine Nacht in einem Schloss verbringen? Ganz alleine? Und wo war eigentlich Susanne?

Aber da war kein anderes Tor und keine Lücke. Die Mauer war dicht, da kommt niemand rein, dass haben die damals schon richtig gemacht, aber es kommt eben auch niemand raus. Ich hatte plötzlich furchtbare Angst und eine Träne ist mir über die Wange gelaufen.

Henna nahm mich an die Hand, und zusammen sind wir wieder ins Schloss gegangen. In jedem Schloss gebe es geheime Fluchtwege, meinte Henna. Man müsse nur in der Bibliothek an einem bestimmten Buch ziehen, dann drehe sich die Wand und man kommt in einen unterirdischen Tunnel. Das haben alle Schlösser, das kenne sie aus dem Fernsehen. Ich war zwar skeptisch, hatte aber keine bessere Idee.

Also los und die Bibliothek suchen. Die Gänge entlang, Türen auf und wieder zu. Aber nirgends eine Bibliothek. Die Ruhe in einem verlassenen Schloss ist

ziemlich unheimlich. Ausser dem Atmen von Henna ist nichts zu hören. Das dafür aber besonders laut. Sie ist Allergikerin, wahrscheinlich waren gerade irgendwelche Pollen in der Luft. Noch schlimmer ist es bei Katzen. Katzenhaare merkt Henna sofort. Wenn ich die Katze von Susanne streichele und dann Henna besuche, muss sie sofort husten.

Es ist nicht nur still, sondern mit der Zeit auch dunkel geworden, denn die Sonne ging nun unter. Eine Rüstung hatte so einen langen Schatten geworfen, dass es aussah, als müsste irgendwo ein Riese stehen mit Schild und Schwert. Mir wurde es sehr flau im Magen, ich hatte ein bisschen Angst, denn Schlösser können, so schön sie am Tag auch sind, nachts ziemlich unheimlich werden. Deswegen werden die wohl auch abends geschlossen, nehme ich an. Ob Susanne überhaupt bemerkt hat, dass wir weg sind? Henna und ich versuchen einen Lichtschalter zu finden. Aber entweder sind die sehr gut versteckt, oder hier machen die noch Licht mit Kerzen. Jedenfalls suchten wir neben jeder Tür nach einem Schalter, zu Hause bei mir und bei Henna und bei jedem, den wir kennen, sind alle Lichtschalter neben einer Tür.

Ich überlegte gerade, wie das bei Onkel Tonis Stall ist, der ist auch ziemlich gross, so wie das Schloss und vielleicht ist das mit den Lichtschaltern ja anders in grossen Gebäuden. In dem Augenblick hörten wir einen Stock über uns ein leises Tapsen. Wäre es nicht so gruselig still gewesen und würde es in so einem Schloss



nicht so hallen, hätten wir das nie gehört. Haben wir aber. Mir wäre fast das Herz in die Hose gerutscht und ich halte die Luft an, um bloss selber kein Geräusch zu machen. Erstens konnte ich so besser hören und zweitens konnte ich selber so nicht gehört werden. Auch Henna lauscht gespannt.

Was ist jetzt besser? Laut rufen, vielleicht ist da ja irgendwo Susanne und sucht uns oder lieber ganz leise sein und sich verstecken? Ich entschied mich gerade für die zweite Variante, denn wie von Susanne hat das Geräusch nicht geklungen. Na ja, das Geräusch hat eigentlich überhaupt nicht nach einem Mensch geklungen.

Aber Henna macht meinen Plan kaputt. Sie ruft ganz laut, ob da jemand sei. Ich bin sehr erschrocken von der Lautstärke und von dem Echo. Niemand antwortet. Henna ruft nochmals. Nichts. Doch dann war wieder das Tapsen zu hören. Henna läuft sofort los um nachzusehen. Ich habe viel zu viel Angst, hier alleine stehen zu bleiben, also folge ich ihr. Die Treppe hoch, dort kam das Geräusch her. Mir bleibt fast das Herz stehen. Das Tapsen ist ganz klar aus dem Zimmer am Ende des Ganges zu hören. Der Mond scheint sehr hell, es ist zwar alles zu erkennen, aber nur schwarzweiss. Das ist mir da zum ersten Mal aufgefallen, dass alle Dinge nachts grau werden. Henna geht zielstrebig auf das Zimmer zu. Mein Herz schlägt so laut, als ob irgendjemand ganz laut Musik spielt. Ich bin sicher, dass mindestens Henna das hören muss und wer immer da drin





ist auch. Wenn die Menschen, die hier gewohnt haben, an Gespenster geglaubt haben, dann hatten die womöglich doch Recht. Sind Gespenster eigentlich gefährlich? In Trickfilmen ja meistens nicht, aber ob man sich auf Trickfilme verlassen kann, ist ja wohl fraglich. Ich meine, da fallen ja auch sprechende Tieren Klaviere auf den Kopf und denen passiert nichts.

Wir näherten uns dem Zimmer. Ich weiss nicht, warum genau wir eigentlich nachsehen wollten und ob es nicht besser gewesen wäre, sich zu verstecken und das wollte ich Henna auch gerade sagen, da ist sie schon in dem Zimmer und um die Ecke. Ich schnell hinterher. Das Tapsen kam vom anderen Ende des Zimmers. Der Mond schien durch das Fenster, aber um in jede Ecke zu gucken reichte das Licht nicht. Da ist es entweder ganz schwarz oder ein Wirrwarr aus Schatten, dass man nichts erkennen kann.

Plötzlich bewegte sich einer dieser Schatten und wird länger und immer länger und so lang, dass er erst bis zur Wand hinter unserem Rücken reichte und dann war ein lauter Schlag zu hören. Mir bleibt fast das Herz stehen. Tausende Scherben fliegen uns entgegen. Irgendetwas ist kaputt gegangen. So etwas wie eine riesige Tasse oder so, jedenfalls sahen die Scherben so aus.

Ich traute mich nicht einmal mit den Wimpern zu schlagen. Henna sprang aber nach vorne und greift zu. Ein Fauchen war zu hören. Ich konnte das alles nicht so richtig erkennen, aber ich hörte Henna rufen: «Übel,

ganz übel ... eine Katze!»

Und tatsächlich hielt sie eine Katze im Arm. Wie ihr euch vorstellen könnt, bin ich noch nie im Leben so erleichtert gewesen, wie da. Kein Gespenst, kein Vampir, kein Einbrecher oder sonst etwas Schreckliches. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, dass es eine Katze sein könnte! Henna sah das anders. Sofort fing sie an zu husten. Ich nahm ihr die Katze ab und scheuchte sie raus.

Nachdem sich Henna ihre Hände gewaschen hatte, ging es mit dem Husten nauch gleich besser. Ausserdem hatte sie ihr Spray dabei, dass sie sich in den Mund gesprüht hatte. Dann ging es mit dem Husten auch gleich besser.

Was wir dafür nicht mit hatten, war etwas zum Essen. Mir knurrte der Magen mittlerweile so sehr, dass jede Angst im Schloss vergessen war. Das Bett der Königin hat uns dann aber wieder versöhnt. Riesig und ein Himmelbett noch dazu. Die Decke goldbestickt, aber etwas muffig.

Dort haben wir gerade geübt, wer am höchsten springen kann und bis an die Spitze des Himmelbetts kommt, als wir das Rufen von Stimmen hören. Die von Susanne ist auch dabei und die von dem Typ auch. Schnell die Decke wieder gerade richten. Susanne entschuldigt sich tausend Mal, der Hausmeister will immer wieder wissen, ob wir etwas angefasst hätten und droht mit der Polizei, als er die umgestürzte Vase fand. Die Katzengeschichte will er uns nicht glauben,



hier wäre noch nie eine Katze gewesen. Aber das ist jetzt alles nicht mehr unser Problem, dass muss jetzt wirklich Susanne lösen.

Wir vier gehen dann noch in eine Pizzeria und es wird noch ein sehr lustiger Abend. 

Am Ufer der Kar

 mitten im Dschungel von Indien liegt der kleine See Dal Kar. Er hat die Form einer Ente. Beim Rücken und beim Kopf der Ente besteht das Ufer nur aus hohen Felsen. In den Felsen verstecken sich kleine Quellen, deren Wasser den See speisen. Viel Wasser kommt aber nicht an, das meiste verdunstet achon auf dem Weg nach unten als Nebel. Beim Bauch der Ente wird der See von undurchdringlichem Urwald überwuchert, der für grössere Tiere wie ein Zaun wirkt. Zugänglich ist der Dal kar nur auf Höhe der Füsse. Dal Kar gehört zu einem grossen Naturschutzgebiet, in dem auch der Wildhüter Amur arbeitet. Er hat mir folgende geschichte erzählt.

Für Menschen ist der Dal Kar See fast unzugänglich. Er liegt weit entfernt vom nächsten Dorf und ausserdem ist es verboten, das Naturschutzgebiet zu betreten. Nur wir Wildhüter dürfen dort hin und glauben sie mir, das ist so aufregend wie anstrengend zugleich.



Das Essen, das man mitnimmt, wird schon nach einem halben tag schimmelig, die Insekten versuchen ihr bestes, uns schnellstmöglich an jeder denkbaren Stelle des Körpers zu beissen und die schwüle Hitze ist anstrengend. Dafür wird man mit einer unglaublichen Natur belohnt. Es gibt alle Arten von Tieren hier, die man in Indien findet. Man sieht Pflanzen und Bäume, die es nur hier gibt und die manchmal noch nicht einmal einen Namen haben.

Meine Aufgabe am Dal Kar ist es aufzupassen, dass keine Wilderer kommen und im Auftrag der Universität Dehli die Tiere zu beobachten.

Der Dal Kar ist in einem grossen Gebiet der einzige See. Er ist wichtig für die meisten Tiere, den nauch sie müssen Baden, um gelegentlich das Ungeziefer aus dem Fell zu bekommen. Hirsche, Wildschweine, Muntjaks, Antilopen und noch viele andere Tiere kommen daher zu diesem See, um in ihm zu baden. Sie verlassen ihre Reviere und nehmen den weiten Weg auf sich.

Bei diesem See lebte aber ein riesiger Tiger, den grössten, den ich je gesehen habe. Wegen seiner Grösse habe ich ihn Shirkan getauft, so wie der Tiger aus dem Dschungelbuch. Shirkan war sehr schlau. Er hat sich einfach an der Stelle des Sees auf die Lauer gelegt, an dem alle Tiere, die baden wollten, vorbei mussten.

War ein Tier so unvorsichtig, sich dem See zu nähern, war es schon verloren. Shirkan hat alle Tiere gerissen, ganz egal, ob er hungrig war oder nicht. Man

konnte glauben, dass er den See für sich alleine haben wollte. Warum er so bösartig war, weiss ich nicht. Eigentlich ist es nicht die Art der Tiger, zu töten, wenn sie nicht hungrig sind oder zur Verteidigung. Shirkan hat das aber gemacht.

Das ist eine ganze Zeit so gegangen. Wäre es nicht ein Nationalpark, hätte ich tatsächlich überlegt, den zu schiessen. Aber es ist der wichtigste grundsatz für uns Wildhüter, nicht in die Natur einzugreifen. Die anderen Tiere haben sich mit der Zeit immer dichter rund um den See gedrängt, es sind immer mehr geworden. Viele waren wohl unschlüssig, was sie jetzt machen sollten. Ihre Reviere liegen oft weit entfernt und es dauert Wochen, bis sie wieder da sind. Am schlimmsten war es wohl für die Büffel, für sie ist baden besonders wichtig.

Eines Tages gab es ein grosses Trompeten, denn eine Elephantenherde ist durch den park gezogen. Das kommt selten vor, denn im Dschungel sind Elefanten nur selten. Wahrscheinlich haben sie in ihren angestammten gebieten nicht mehr genug Futter gefunden. Die Menschen hier sind arm und versuchen alle Fläche für Felder zu nutzen, um das Überleben ihrer Familien zu sichern. Für die Elefanten ist das aber oft schlimm, denn dann fehlt ihnen genau dieser Platz.

Auch die Elefanten haben sich angezogen gefühlt von dem See und sind direkt auf ihn los marschiert. Zu meiner grossen Überraschung hat Shirkan sogar versucht, sie anzugreifen. Das ist natürlich selbst für den



stärksten Tiger aussichtslos. Erst haben sich die Ele-phanten auch überhaupt nicht für sein Gebrüll inter-essiert. Für einen erwachsenen gesunden Epelphanten ist ja ein Tiger keine Bedrohung.

Aber Shirkan war wie verrückt. Er hat sich auf die Herde gestürzt. Eine Elephantenkuh mit einem Jun-gen ist es dann doch zu viel geworden. Sie hat den Tiger einfach mit dem R ssel geschnappt und weit ins Dickicht geworfen. Shirkan war dann einige Tage nicht mehr zu sehen. So lange die Elephanten da waren, hat sich Shirkan nicht blicken lassen.

Die anderen Tiere sind erst zögerlich und dann in riesigen Scharen in den See gesprungen. Ein unglaub-licher Anblick war das. Wenn Tiere eine Party feiern, dann sieht das wohl so aus. Da haben die untersch-dlichsten Tiere buchstäblich im Wasser miteinander ge-spielt. Der Dal Kar war für einige Tage fast nur noch Schaum von den vielen Tieren.

Aber nach circa einer Woche sind die Elephanten weiter gezogen. Und als sie weg waren, war Shirkan zu-rück. Ich hatte das Gefühl, noch grimmiger als vorher. Immer sprungbereit ist er vor dem Eingang zum See hin und her patroulliert und hat mit seinem Schwanz auf den Boden geschlagen.

Aber noch etwas ist passiert. Die Lust der Tiere, im See zu baden ist von den paar Tagen nicht kleiner geworden, sondern schien noch gewachsen zu sein. Auch sie sind immer forsch in Richtung See und damit auf Shirkan zu. Immer wieder haben es Wild-





schweine und Antilopen versucht, an Shirkan vorbei zu kommen. Hin rennen, ihn provozieren und schnell wieder weg. Immer wieder haben sie das gemacht, was Shirkan viel Kraft gekostet hat.

Und plötzlich, am zweiten oder dritten Tag nach den Elefanten, war es plötzlich anders. Ein Büffel hat sein Glück versucht, ist aber auch wieder vertrieben worden. Aber an statt zurück in den Schutz des Dschungels zu fliehen, hat er sich plötzlich wieder umgedreht und den Kopf gesenkt und mit den Hufen gescharrt, als Zeichen, angreifen zu wollen. Plötzlich war es sehr viel stiller im Wald. Es war richtig spürbar, dass die anderen Tiere ihre Blicke nur auf die beiden gerichtet hatten.

Natürlich ist ein Büffel eigentlich einem so grossen Tiger unterlegen, aber ich dachte, wenn Shirkan so erschöpft ist, hat der bulle vielleicht eine Chance. Und tatsächlich rennt er mit gesenkten Hörnern auf Shirkan los, der sich sprungbereit macht, um auf dessen Rücken springen zu können. Aber noch bevor der Bulle da ist, schiesst ein Wildschwein aus dem gebüsch und rammt Shirkan in die Seite. und gleich noch eins. Shirkan schlägt um sich, kann aber keines erwischen. Dann kommen Antilopen, springen über ihn und schlagen ihn von oben mit ihren Hufen. Sie scheinen von allen Seiten zu kommen, Shirkan weiss nicht, wo er als erstes hinschlagen soll. Von allen Seiten wird er bedrängt.

Und dann kommt der grosse Aufschlag. Der Bulle rammt seine Hörner mit voller Wucht gegen Shirkan. Andere Bullen folgen. Shirkan ist zwar schwer getrof-

fen, kann aber aufstehen. Und seitdem ich ihn kenne, macht er zum ersten Mal genau das richtige: er reisst aus. Schleppt sich ins Gebüsch und verschwindet.

Ich bin dann noch einige Wochen dort geblieben, hab ihn aber nie mehr gesehen. Der See hat einige Zeit von Tieren nur so gewimmelt, das hat sich aber schnell normalisiert. Der See gehört jetzt wieder allen Tieren, auch wenn hin und wieder Tiger vorbei kommen. Aber von denen ist einer länger als ein paar Tage geblieben.

∞

Inhaltsverzeichnis

Tabea Timpetampe und Herr Häusler	3
Löwenalarm	11
Der grosse Clown kann fliegen	17
Flieg, Pinarella!	25
Milch und Eis	33
Nina und die rosa Delphine	39
Die Maus mit den drei Federn	63
Das Gespenst Jonathan	77
Die Papageieninsel	93
Der weisse Adler	107
Die Insel der grossen Krähe	115
	181

Erdbeeren	125
Der zornige Guhl	139
Der Fall der verschwundenen Schmetterlinge	147
Meine Freundin Henna	163
Am Ufer des Dal Kar	173

Statistiken und harmonischer Zipfel

Bei einem Buch handelt es sich immer auch um einen linguistischen Korpus. Schon das Wort *Korpus* deutet an, dass durch diese Umbenennung aus einem lebendigen Text voller Feen und Elfen eine Tote Liste aller enthaltener Wörter gemacht wurde. Und solche Listen ziehen Statistiker an, die dann anfangen Erbsen und alle anderen Wörter zu zählen.

Wie so oft bei Wissenschaft ist das Ergebnis erwartbar. Auf den ersten Plätzen rangieren:

1. die (1'021)
2. und (989)
3. sie (661)
4. der (582)
5. das (476)
6. zu (415)
7. nicht (387)
8. es (363)

9. aber (350)

10. er (350)

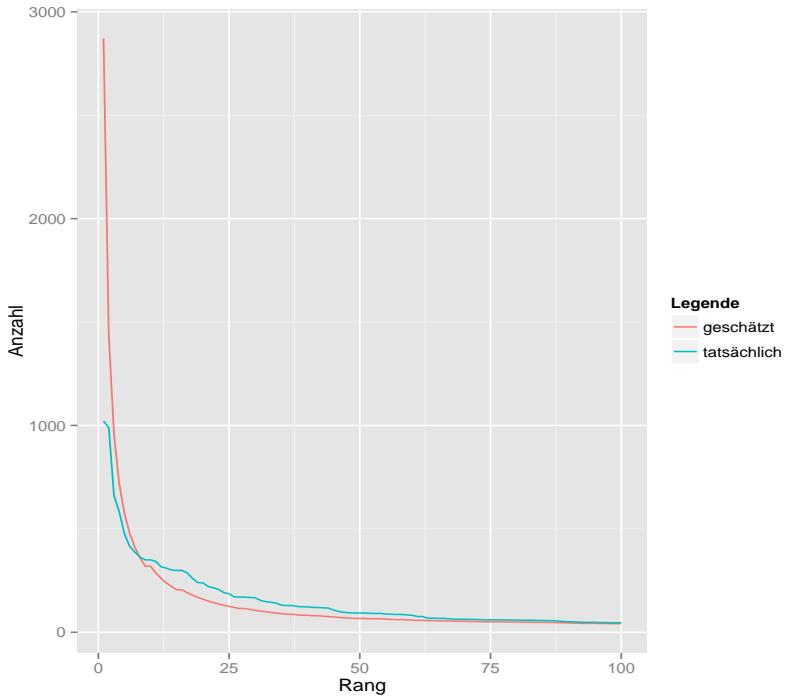
Wenn man Menschen glaubt, die solch absurdes Zählen zu ihrem Beruf gewählt haben, ist es nicht Schreibfaulheit, die so viele kurze Wörter in die Charts gebracht hat. Nein, das ist so üblich. Wie Ameisen: klein, aber viele.

Auch Wörter sind wie Gesellschaften. Es gibt die graue Masse an Arbeitstieren, die Liste liefert Beispiele, die, über die niemand reden will und Wörter mit Migrationshintergrund. Die Diskussionen sind da ganz ähnlich wie bei menschlichen Gesellschaften auch. Alles Fremde wird abgelehnt und erst einmal nicht zugelassen und zwei Generationen später mag sich niemand mehr erinner, dass das Wort Grosseltern hat, die ganz wo anders geboren wurden. Und es gibt Popstars unter den Wörtern.

Per Geburt haben bei Wörtern nur Substantive das Zeug zu Popstars. Das erste Substantiv in diesem Buch ist auf Platz 71 die *Maus*, dann auf Platz 88 *Menschen* und genau auf Platz 100 *Mama*. Das grosse *M* hat unter allen grossen Anfangsbuchstaben klar das Rennen für sich entschieden. Konkurrenzlos drei Mal in den Top 100. Die oben genannte *Fee* landet auf Platz 500 und auf Platz 1'000 ist *Schönheit*. Na ja, es steht an tausendster Stelle in der Liste – mit zwei Nennungen gibt es aber noch sehr viele andere Wörter auf demselben Platz, der tatsächlich der 112te ist.

Im Grunde gibt es aus der quantitativen Linguistik nur eine mir bekannte interessante Erkenntnis. Die Verteilung der Ranghäufigkeit (wie oft kommt das häufigste Wort vor, wie häufig das Zweithäufigste usw.). Sie folgt einer Verteilung, die nach ihrem Entdecker Zipf benannt ist. Der Name klingt ein wenig wie eine Figur aus einem Buch von Wilhelm Busch. Und diese Zipf'sche Verteilung folgt einer Reihe mit noch mehr Wohlklang, der sogenannten harmonischen Reihe $(\frac{1}{1}, \frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \dots)$. In Worten: eins geteilt durch Rang ergibt Anteil. So ungefähr jedenfalls, wer es genauer wissen möchte, bemühe bitte Wikipedia.

Es gibt jetzt also die theoretische Verteilung der Wörter nach dem harmonischen Zipf und die tatsächliche Verteilung in diesem Buch. Plotten wir beide zusammen ergibt sich eine Grafik wie in unten stehender Abbildung. Ein Statistiker sagt dann, die Übereinstimmung ist – man entschuldige den sehr technischen, wissenschaftlichen Ausdruck – *ganz okay*.



Linda und Gordon bedanken sich

Vielen Dank allen Beteiligten! Eigentlich ist da vor allem Doris zu danken, die hat lektoriert. Sie übernimmt dadurch die Verantwortung für *alle* Rechtschreibfehler, grammatischen Fehlgriffe, schiefen Formulierungen, Schachtelsätze und andere Übeltäter.

Aber auch allen unbekannten Software-Entwicklern, die die Umsetzung des Buches indirekt erst ermöglicht haben. Gesetzt wurde das Dokument in L^AT_EX, die Brotschrift ist *Quattrocento* von Pablo Impallari, siehe auch www.impallari.com. Die Überschriften sind in *French Cursive* von Emmanuel Beffara (<http://beffara.org/stuff/frcursive>) gesetzt. Es wurden sehr viele Pakete eingebunden, die nicht alle aufgezählt werden sollen. Die L^AT_EX-Quelldateien befinden sich alle auf <https://github.com/GordonWiegand/tina>. Die Datei binder.pdf ist das Buch als PDF. In binder.tex sind alle verwendeten Pakete aufgeführt, jeweils mit kurzem Kommentar versehen, was die machen. Außerdem findet man dort neben dem PDF eine echte Ebook-Version, für alle, denen tote Bäume leid tun.

Zum Bearbeiten (Ausschneiden) der Bilder kam Inkscape zum Einsatz. Auch das Titelbild wurde mit Hilfe

von Inkscape erstellt.

Auf der folgenden und letzten Seite gibt es als grafischen Abschluss noch ein Ausmalbild. Das ist tatsächlich zum ausmalen gedacht! Also Buntstifte raus und los geht es! Und nicht vergessen ein Foto davon an uns zu schicken!

